



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Untergang und Auferstehung von Pompeji und Herculaneum**

**Corti, Egon Caesar <Conte>**

**München, 1951**

3. Kapitel Vom Wiederaufbau zur Katastrophe des Jahres 79 n. Chr. (64 bis  
79 n. Chr.)

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78682](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78682)

### 3. Kapitel

## Vom Wiederaufbau zur Katastrophe des Jahres 79 n. Chr.

64—79 n. Chr.

Das Erdbeben, das nicht nur die beiden Städte nahe am Vesuv, sondern auch die Gegend von Nuceria und Neapel heimgesucht hatte, war im Raume von Pompeji und Herculaneum etwa ein solches neunten Grades, das heißt also ein „verheerendes“ gewesen, während es in der weiteren Umgebung dieser Orte nur bis zum sechsten Grade, also „von zerstörend bis sehr stark“, fühlbar war. In Neapel stürzten einige Häuser ein, darunter auch das Gymnasium. In Nuceria erlitten die Gebäude wohl Schäden, aber kein einziges fiel zusammen. Der Herd des Bebens lag im Vesuv; es war ein rein vulkanisches Geschehen, die Dämpfe und Gase, die sich im Innern des Berges angesammelt hatten, suchten nach einem Ausweg. Noch waren sie aber nicht stark genug, um an irgendeiner Stelle gewaltsam durchzubrechen. So verpufften sie unterirdisch in Erdstößen, die von tragischen Folgen für die betroffenen Städte begleitet waren. Obwohl solche Naturereignisse in jenen Gegenden vulkanischen Charakters eine häufige Erscheinung waren, gab es damals nichts, was dem heutigen Erdbebenbeobachtungsdienst gliche. Man war nur allzu leicht geneigt, diese Naturereignisse überirdischen Einflüssen, also der Götterwelt, kämpfenden Giganten und dergleichen zuzuschreiben. Darum verdoppelte man in diesen Fällen bloß die Opfer zur Besänftigung der Allmächtigen und betete an den Altären der Tempel, die Herren des Himmels

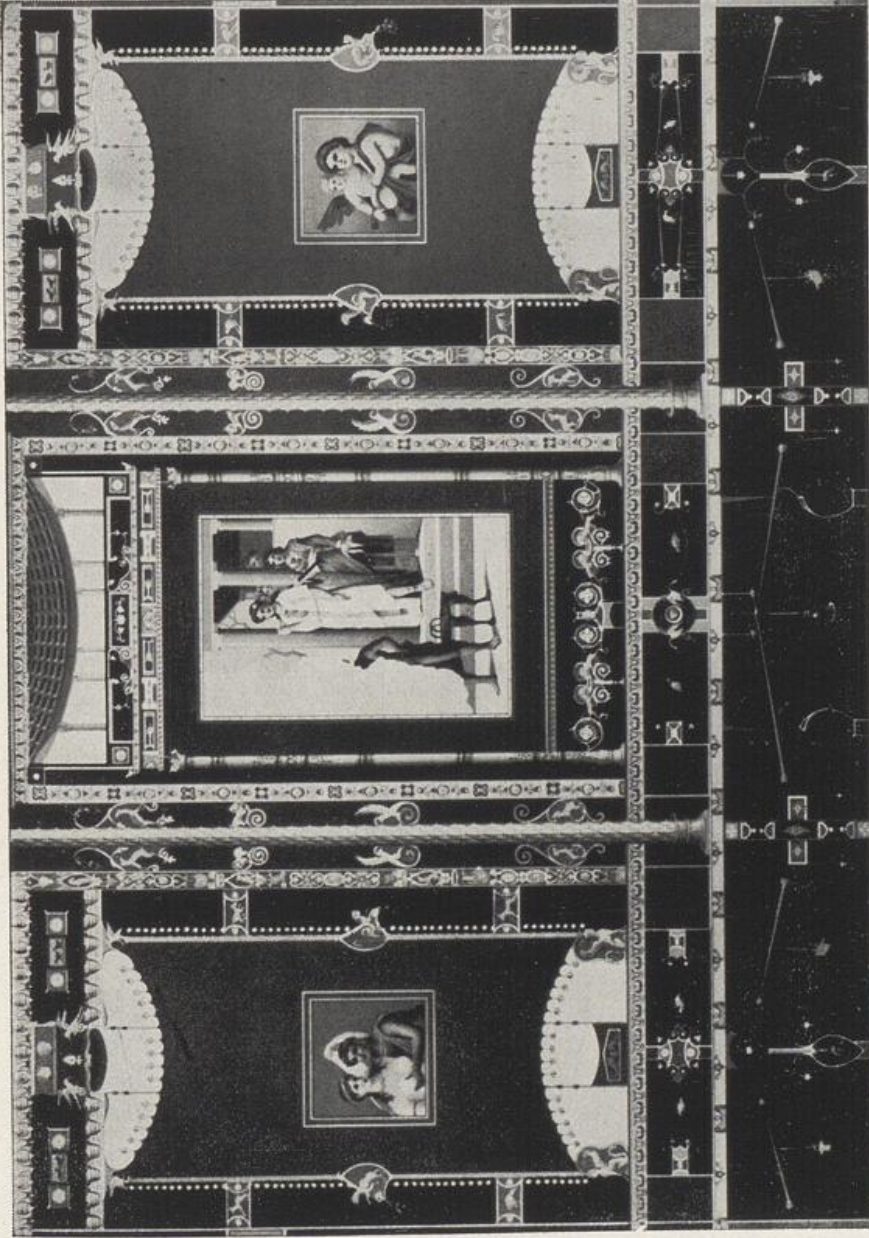
und der Erde mögen in Zukunft ein solches Unheil abwenden. Tatsächlich war das Erdbeben nur ein gescheiterter Versuch des Vesuv, sich Luft und offenen Auspuff zu schaffen, wie er ihn noch heute besitzt.

Sowie anscheinend eine Entscheidung des römischen Senats zum Wiederaufbau der in Trümmer gesunkenen Städte erfolgt war, ging die Bevölkerung mit Feuereifer daran, die Schäden zu bessern und ihre Heimstätten wieder zu errichten. Freilich, alle kehrten nicht an die gefährdeten Wohnplätze zurück, es gab doch Voraussichtige, die der Zukunft nicht trauten, eine Wiederholung solcher Schrecken befürchteten und die Orte daher lieber mieden. Das waren natürlich vornehmlich Personen und Familien, die ohnehin anderswo Güter besaßen, oder aber solche, die wirtschaftlich unabhängig und nicht unbedingt an die Scholle gebunden waren. Diejenigen aber, die sich von der Heimat nicht trennen konnten — und das war die große Mehrzahl — blieben zurück und widmeten alle ihre Kräfte dem Neuaufbau der Stadt.

Vor allem anderen mußte man die Zugänge wieder aufrichten, insbesondere das völlig eingestürzte Vesuvtor, bei dem ja gemeinlich der gesamte nach Stabiae zielende Reiseverkehr hereinzufuten pflegte. Das gleiche galt für das schwer beschädigte Herculaner Tor. Sofort wurde mit diesen Arbeiten begonnen; nicht minder dringend war auch die Wiederherstellung der Wasserleitung. Man baute ihren eingestürzten Turm bei der Porta Vesuvio wieder auf, aber trotzdem funktionierte sie nicht. Die unterirdisch gelegten Bleiröhren waren an mehreren Stellen gesprengt und man fand die Bruchstellen nicht, wodurch die Wasserleitung weder die Häuser, noch auch die von ihr früher gespeisten Bäder, wie zum Beispiel die Stabianer Thermen, versorgen konnte, die unbrauchbar blieben. Man mußte sich zunächst wieder nur mit Brunnen und Zisternen behelfen und plante eine ganz neue Anlage, die nach römischen Grundsätzen hergestellt

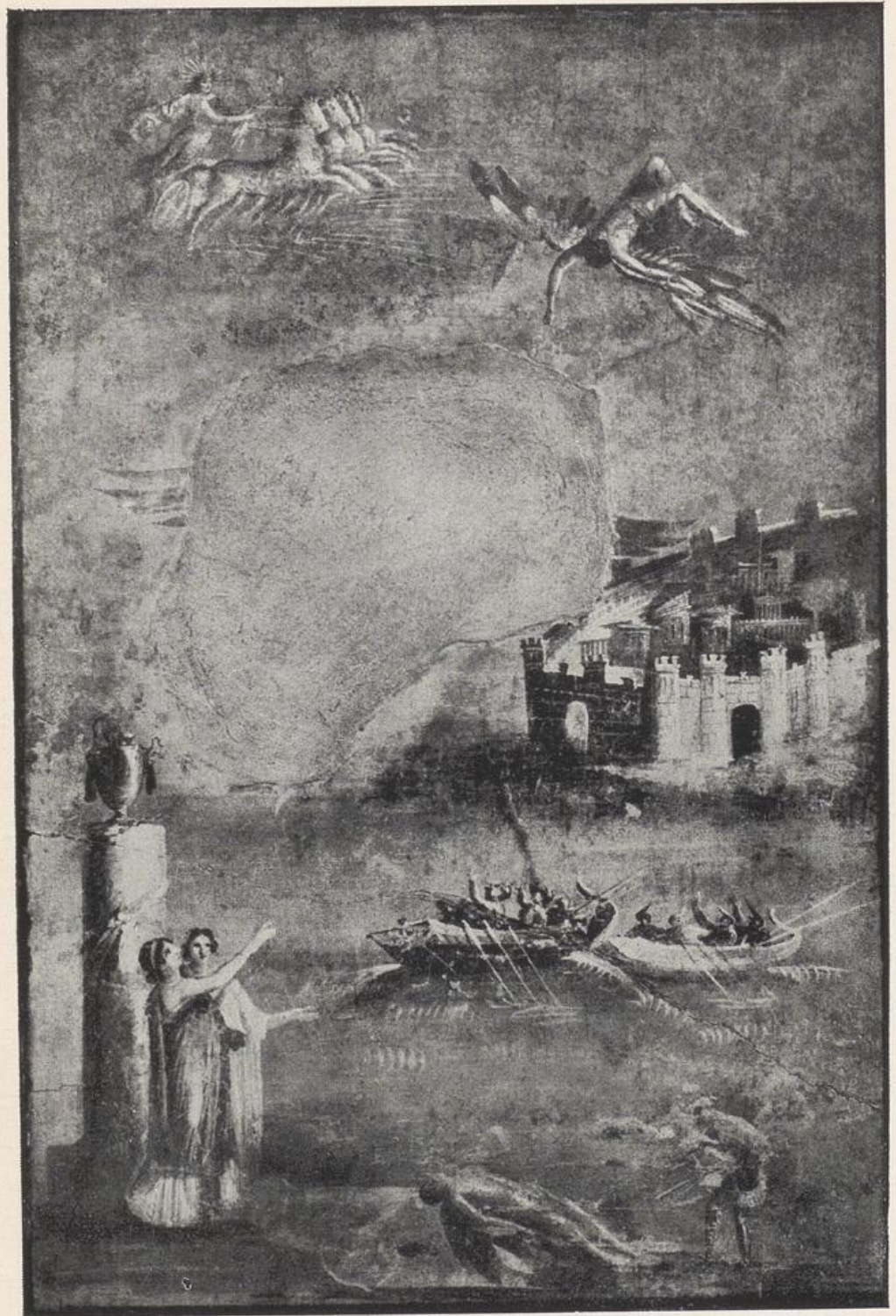
werden sollte. Indes wurden auch an den einzelnen Wohnhäusern die allernotwendigsten Arbeiten begonnen, um sie wieder nützlich zu machen.

Der römische Senat tat alles, was möglich war, um diese Bestrebungen zu fördern. Aber es ging doch langsam, denn der Umfang der Schäden war so groß, daß man überall gleichzeitig hätte Hand anlegen müssen, und es fehlte hauptsächlich an technischen Arbeitskräften, die dem plötzlich eingetretenen ungeheuren Bedarf genügen konnten. Auch Kaiser Nero tat so manches für die Bürgerschaft der betroffenen Städte, schon deshalb, weil er eben plante, sich der dortigen Bevölkerung allerdings in merkwürdiger Absicht zu zeigen. Der Kaiser war von dem leidenschaftlichen Wunsche beseelt, neben seinem hohen Amte auch als gottbegnadeter Künstler zu gelten. So entschloß er sich, ohne Rücksicht auf die kaiserliche Würde, die ihm ein öffentliches Auftreten als Komödiant verboten, um das Frühjahr 64 n. Chr. im Rahmen eines alljährlichen Musikfestes im Theater von Neapel vor aller Welt zu singen. Als er eben mit einigem Lampenfieber das bis auf das letzte Plätzchen besetzte Haus betreten hatte, in dem auch viele Soldaten als bestellte Beifallsklatscher anwesend waren, erschütterte ein einige Sekunden andauerndes Erdbeben Stadt und Theater. Man eilte auf die Bühne, Nero zu warnen, er aber setzte seinen schon begonnenen Gesang fort, als wäre nichts geschehen und errang sich ob dieses Beweises an Mut noch mehr Beifall des Publikums als für seine Lieder. Aber kaum waren die Vorführungen zu Ende und die Zuhörer aus dem Hause, als das durch den Erdstoß in seinen Grundfesten erschütterte Theater zusammenstürzte; die übrigen Stadtteile blieben mehr oder weniger verschont. Es war nur ein kleineres Beben gewesen, dessen Herd irgendwo im Meere nächst der Insel Ischia lag. In Pompeji und Herculaneum hatte man nur wenig davon gespürt; die Nachrichten aus Neapel aber erregten dennoch großen Schrecken, weil



16. Wanddekoration dritten Stiles aus dem Hause des Bankiers und Geldverleihers Lucius Cæcilius Jucundus

Regio V. Ins. I. Nr. 26

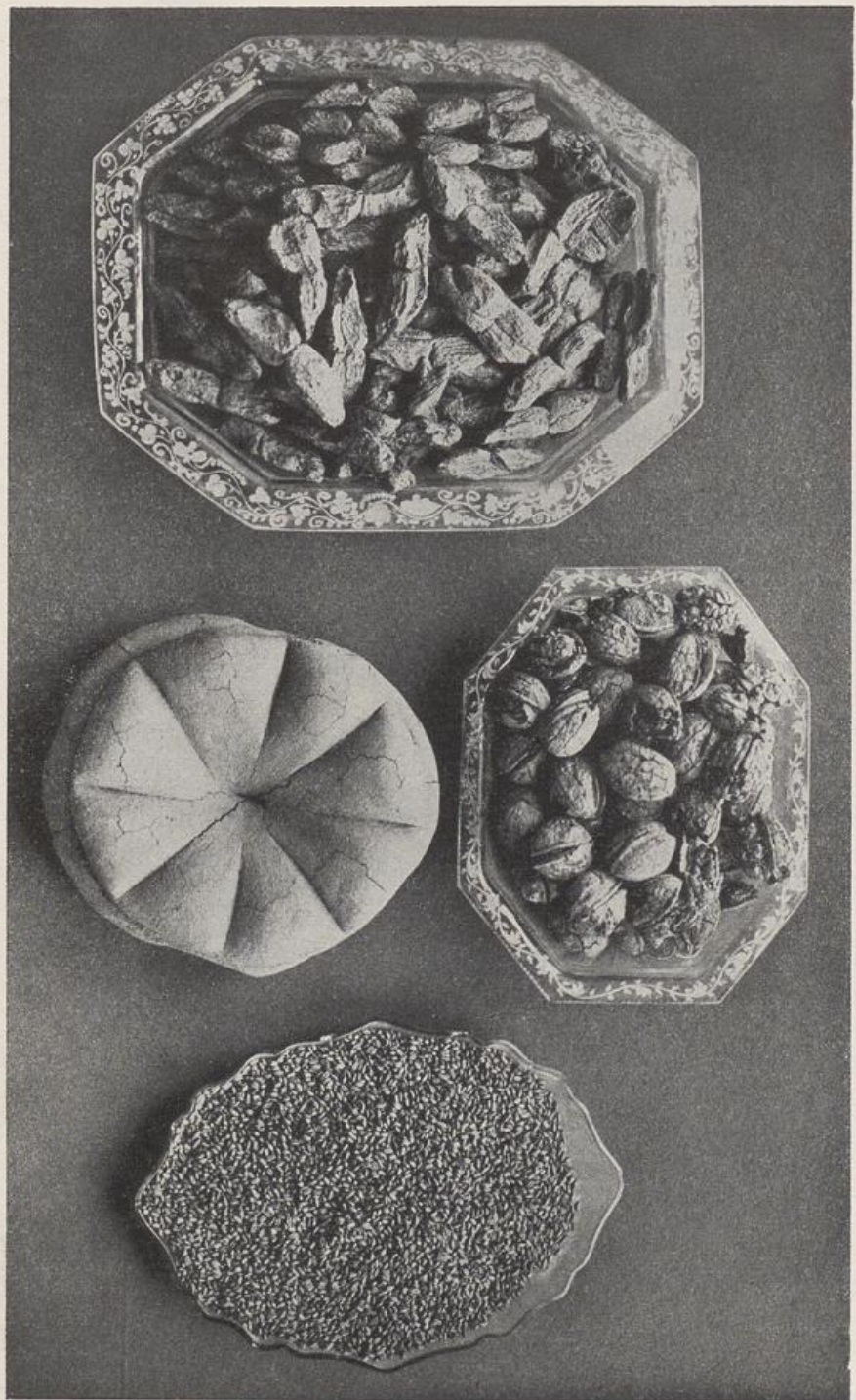


17. Wandgemälde aus Pompeji, den Sturz des Ikarus darstellend, der der Sage nach mit wächsernen Flügeln zu fliegen vermochte und als diese in der Sonne schmolzen, tödlich abstürzte. Der Sage liegt höchstwahrscheinlich ein Flugversuch mit einer Art Gleitflieger zugrunde, der tödlich ausging. Haus des Priesters Amandus

Fot. Alinari



18. Eros fährt mit Delphinen  
Wandfreske aus dem Hause der Vettier, Pompeji



19. Ein Laib Brot, Feigen, Nüsse und Weizen, wie sie sich häufig in den Häusern Pompejis fanden. Das Brot, dessen Zeichnung an unsere Semmel erinnert, dereinst goldgelb und knusperig, wie es vielfach Wandgemälde zeigen, ist heute ganz schwarz verkohlt

Fot. Alinari



man eine Wiederholung des eben Durchgemachten befürchtete.

Als aber diesem Neapler Erdbeben durch Jahre kein weiteres folgte, beruhigte man sich völlig wieder und ging mit erneutem Eifer an die Wiederherstellung der Stadt. Nachdem die Hauptstraßen Pompejis freigelegt waren, machte man sich daran, die öffentlichen Gebäude neu aufzurichten. Das Forum vor allem, mit den zusammengestürzten Tempeln und Hallen, bot einen traurigen Anblick. Da gerade die Kultstätten so sehr gelitten hatten und man einfach außerstande war, alle sogleich wieder aufzubauen, sah man sich gezwungen, die heiligen Handlungen vorübergehend in andere, weniger betroffene Weihstätten zu verlegen. So wurde zum Beispiel die bisher im größten Tempel des Forums vorgenommene Verehrung Jupiters und Junos, sowie der Minerva, in den kleinen griechisch-samnitischen Tempel des Zeus verlegt, der nur geringe Schäden erlitten hatte. Auch die Basilika war vollkommen unbrauchbar geworden, und der hinter ihr gelegene Tempel der Venus Pompejana lag in Trümmern. An den Wiederaufbau der drei riesigen Gebäude war so rasch nicht zu denken, man mußte ihn über einen größeren Zeitraum verteilen.

Zunächst begann man mit dem Apollotempel, dem ältesten Heiligtum des Forums, und seinen Säulenhallen. Bei dem Umbau wurden die reinen und einfachen Linien der hellenistischen Architektur verlassen und nach dem Geschmack der Zeit alles in einem dem korinthischen zunächstkommenden, aber doch stark abweichenden Phantasiestil erneuert. Man bediente sich hierbei hauptsächlich mit schreienden Farben bemalten Stucks. Es lag dies durchaus im Sinne der allgemeinen Richtung, die den Wiederaufbau auch in politischer Beziehung dazu benützen wollte, die Erinnerung an die frühere Zeit gänzlich zu verwischen. Daß dies zuweilen mit größerem Prunk, aber nicht immer mit besserem Geschmack vor sich ging, lag in der Natur der Dinge.

Diese Neuordnung, die von den römischen Gemeindebeamten befohlen wurde, die vielen Säulenschäfte und Kapitäle, die verändert werden mußten, der Stuck, die zahllosen Ornamente und Figuren, die überall die alten zu ersetzen hatten, hemmten die Schnelligkeit der Herstellungsarbeiten. Dies war auch der Fall bei dem erst in der Zeit des Augustus begonnenen zweiten Stockwerk der Säulenhallen, die das Forum umgaben und natürlich beim Erdbeben zu allererst einstürzten. Der sonst so prächtige Platz bot daher für die Dauer von mehr als dem nächsten Jahrzehnt das Bild eines wüsten Durcheinanders von Säulen, Gesimsen, riesigen Travertinplatten, mit denen man ihn neu pflastern wollte, dann aber auch Marmor aller Art, den man zum Ausschmücken der Gebäude und Bekleiden der Sockel für jene Ehrenstatuen gefeierter Persönlichkeiten zu verwenden gedachte, die in großer Zahl zwischen den Säulen der Hallen aufgestellt werden sollten. Für die nächste Zeit war das Forum für seinen Zweck nur in sehr beschränktem Maße verwendbar und bot größtenteils bloß den Anblick eines gewaltigen Arbeits- und Bauplatzes.

Wie aber sollten all diese einst so großartigen, nun zusammengestürzten Gebäude und Kultstätten wieder aufgebaut werden? Dies ging weit über die Geldmittel des Gemeinwesens hinaus. Man mußte sich also an einzelne reiche Private wenden und anregen, ob sie nicht auch, wie zum Beispiel der Duumvir Marcus Tullius den Tempel der Fortuna Augusta, das eine oder andere Gebäude auf eigene Kosten wiederherstellen lassen könnten. Es war bezeichnend für die Beliebtheit des mystischen Isiskultes, daß sich gerade für den Neubau dieses Tempels gleich ein reicher Freigelassener des in Pompeji hochangesehenen Hauses der Popidier fand, der im Namen seines erst sechsjährigen Sohnes den Tempel der Isis als einen der ersten neu errichtete. Er wurde hierfür vom Senat der Stadt zu einem der ihrigen, also zum Stadtrat er-

nannt, eine Würde, die der Kleine allerdings erst in einem Alter von dreißig Jahren wirklich antreten konnte. Der Vater tat dies für seinen Sohn und nicht für sich, weil er selbst als Freigelassener eine solche Würde nicht hätte erhalten dürfen. So war es möglich, die Verehrung der ägyptischen Göttin sogleich wieder aufzunehmen, deren Religion man deswegen bevorzugte, weil sie nicht nur die ewige Seligkeit im Jenseits, sondern auch ein glückliches Leben im Diesseits versprach und überdies einen geheimnisvollen und mit Aufzügen und Festen prunkenden Kult verlangte. Isis war ja die Schützerin der Schifffahrt, die man damals im Winter möglichst mied und die stets erst wieder im Frühjahr voll aufgenommen wurde. Da war es nun ein Fest, das sogenannte „Boot der Isis“ im März, gelegentlich dessen man nach einer glänzenden Festprozession zum Hafen den Schiffsverkehr eröffnete.

Nächst den Kultstätten lagen den Magistratspersonen, aber auch den übrigen Pompejanern, die immer mehr auf den Geschmack römischer Kultur und Sitten gekommen waren, das Schicksal ihrer großen Bäder und Thermen am Herzen. Längst schon waren diese nicht mehr nur Stätten körperlicher Reinigung, sondern auch des Vergnügens und des geselligen Zusammentreffens nach getaner Tagesarbeit. Nun waren die öffentlichen Bäder nicht nur durch die Beschädigung ihrer Wasserquellen, sondern auch an und für sich durch das Erdbeben hart mitgenommen. So war zum Beispiel das Männerbad der Stabianer Thermen durch den Zusammensturz des lauwarmen Raumes, der den Übergang aus dem Kalt- zum Warmbad bildete, sowie durch Zerstörung des Warmwasserbeckens schwer beschädigt. Das gleiche galt für die Bäder nächst dem Forum, und so entschloß man sich, da nun einmal der Sinn der Römer in der Kaiserzeit ganz besonders an den prachtvollen, luxuriös ausgestatteten, auch für Leibesübung und Spiel Gelegenheit bietenden Thermen lag, zu dem Bau eines ganz neuen, riesigen, sogenannten Zentralbades, das an

der Kreuzung der Nolaner und der Stabianer Straße errichtet wurde und in so großen Ausmaßen gedacht war, daß seine Fertigstellung ein Jahrzehnt und mehr erforderte.

Gleichzeitig damit wurde auch die Herrichtung der Theater in Angriff genommen. Sowohl das große, als scheinbar auch das Amphitheater wurden in dieser Zeit nicht benützt. Am kleinen Theater war das Dach eingestürzt; man erneuerte es nicht, sondern stellte das Gebäude nur so weit wieder her, daß es auch ohne Dach als vorläufiger Schauplatz für die nur bescheidenen Aufführungen dienen konnte, die in den nach dem Erdbeben folgenden Jahren gegeben wurden. Da auch das Amphitheater im Umbau war, wurden zunächst keine größeren Gladiatorenspiele veranstaltet.

Es ist selbstverständlich, daß diese Arbeiten an den gewaltigen öffentlichen Bauten um so längere Zeit erforderten, als ja auch die Hunderte und Hunderte von Privathäusern für ihre Wiederherstellung Architekten und Bauarbeiter in reichster Zahl beanspruchten. Und dies besonders, da jene Wohngebäude vielfach auch die Besitzer gewechselt hatten und die neuen Eigentümer die zerstörten Häuser nicht nur ihrem Geschmack entsprechend wieder herstellten, sondern oft gänzlich umwandeln und umbauten.

Das geschah auch mit dem Herrenhaus draußen vor dem Herkulaner Tor, dessen reiche und kultivierte römische Besitzer die schöne, quadratische Villa mit der prachtvollen Halbrundveranda gegen das Meer zu, der kühlen Gewölbekammer und den unvergleichlichen Wandmalereien des Mysterienkults im großen Salon an Leute verkaufte, die für Schönheit keinerlei Sinn besaßen, sondern lediglich für das landwirtschaftliche Geschäft. Höchstwahrscheinlich war die Herrin des Hauses, die mysteriengeweihte Priesterin, gestorben oder beim Erdbeben umgekommen. In der Villa fand sich an einer Wand die köstliche Zeichnung eines lorbeergeschmückten Kahlkopfes mit der Inschrift Rufus (siehe S. 146); viel-

leicht stellte sie den Mann dar, der den Besitz nun erwarb. Der neue Herr ging sofort daran, die schmucke Patriziervilla in einen Meierhof umzuwandeln. Er hatte für die schönen Malereien zweiten Stils, die die Wände bedeckten, gar kein Interesse. Alles wurde mit den neuen, etwas phantastischen Gemälden sogenannten vierten Stils überdeckt, der künstlerisch mit seinen unwahrscheinlichen, ja fast unmöglichen Architekturen, überladen mit Ornamenten, so recht den veränderten Geschmack und das Abirren von den edlen, einfachen Linien griechischer Kunst bezeugt. Irgendwie aber hatte der neue Besitzer doch das Gefühl, daß der Saal mit den Malereien des Mysterienkults etwas ganz Besonderes sei und ließ diesen wenigstens unberührt. Sonst aber war die große Villa, die alles in allem neunzig Räume zählte, vorerst nur in einem Teile offenbar von landwirtschaftlichen und jenen Bauarbeitern bewohnt, die die Umwandlung vornahmen.

Auch in der Stadt selbst schritten die Neubauten und Veränderungen in den Privathäusern rascher als das Wiederherstellen der großen öffentlichen Gebäude vor. Dabei sorgten die römischen Gemeindebeamten dafür, daß auch da überall die äußeren Formen früherer Selbständigkeit, insbesondere oskische und samnitische Inschriften verschwanden, damit die Erinnerung an diese Zeit möglichst völlig ausgelöscht werde. Dies wurde von jenen Römern am meisten gefördert, die sich in den Besitz von Häusern setzten, deren bisherigen Eigentümern der Boden der Hauptstadt im vollsten Sinne des Wortes zu heiß geworden war. So hatten sich auch die beiden Brüder Aulus Vettius Restitutus und Aulus Vettius Conviva, zwei reichgewordene Freigelassene des Geschlechts der Vettier, ein edles Patrizierhaus gekauft und nach Art von Emporkömmlingen, die ihren Reichtum vor aller Welt darzulegen wünschen, umgeändert und ausgestattet. Auch sie hatten damit ein Gebäude der vorkaiserlichen Zeit übernommen. Durch das Erdbeben hatte dieses aber gewaltig gelitten; nun

wurde es wiederhergestellt und mit Malereien in dem neuen Geschmack vierten Stils ausgeschmückt und da kam man so recht zum Bewußtsein, wie fein, harmonisch die Bilder zweiten und dritten Stils im Verhältnis zu den zeitweise schreienden Farben und scharfen Kontrasten des vierten<sup>1)</sup> wirkten. Die meisten Gemälde waren mit Blumengewinden ummalt, die hauptsächlich Myrthe, Efeu, Weinstock, Oleander, Lorbeer und Narzisse zeigten. Insbesondere die Myrthe war vielfach verwendet, weil sie der Venus heilig war. Nach der Fabel versteckte sich die schaumgeborene Göttin, als sie in ihrer Blöße dem Meere entstieg, aus Scham hinter den die Küste liebenden Myrthensträuchern. Oft war auch der Oleander abgebildet, und unter den Blumen die Damaszener Rose, gleichfalls als Sinnbild der Liebe und Schönheit der Venus geweiht. Von ihr erzählt die Fabel, daß die zuerst weiße Blüte der Rose sich in dem Blute der an den Dornen der Pflanze verletzten Göttin in Purpurrot wandelte<sup>2)</sup>.

Man gewöhnte sich daran, die Räume der Häuser je nach ihrer Bestimmung passend zu bemalen. In jenen, die vornehmlich Empfangszwecken dienten, fanden sich hauptsächlich mythologische Szenen, in den Atrien und Säulenhallen aber und den Peristylen, die häufig ein Gärtchen umgaben, Landschaften und ländliche Szenen mit der für diese Gegend bezeichnenden Pinie in ihrer eigenartigen, charakteristischen Form. Die Speiseräume und Triclinien waren meist mit Darstellungen von schönen und ausgewählten Gemüsen und Früchten ausgemalt. Die überladene, marktschreierische Malerei der allerletzten Zeit hinderte aber doch nicht, daß auch das Haus der Vettier mit seinen Atrien und säulenumgebenen Peristyl mit den überall zwischen Blumen und Blüten verteilten Marmor- und Bronzestatuetten unter ewig blauem

<sup>1)</sup> Zum Beispiel im großen Triclinium des Vettierhauses.

<sup>2)</sup> Illustrazione delle piante rappresentate nei dipinti pompeiani. Artikel von Dr. O. Comes.

Himmel und Sonnenschein das Bild eines beneidenswert schönen und angenehmen Aufenthaltes bot. Die beiden Freigelassenen, die da hausten, waren Lebenskünstler. Eine kleine Kammer bewies dies schlagend; sie war offenbar rein nur den Freuden der Venus geweiht und zeigte Wandmalereien, die sehr geeignet erschienen, Liebende auf das höchste anzuregen.

So wandelte sich Pompeji im Laufe der fünfzehn ruhigen Jahre, die dem großen Erdbeben folgten, langsam völlig um, streifte auch die letzten Zeichen einstiger Eigenart ab, hegte keine Furcht mehr vor neuen Erschütterungen und wurde zu einer römischen Landstadt mit einer Menge reicher Gäste aus der Hauptstadt am Tiber, die die wunderbare Gegend genießen, in ruhiger Beschaulichkeit die leckeren Erzeugnisse und herrlichen Früchte Pompejis essen und dazu den köstlichen Wein von den Hängen des Vesuv trinken wollten.

Ungefähr die gleiche Entwicklung nahmen auch die Verhältnisse in Herculaneum. Diese kleine, näher zum Herd des Erdbebens im Innern des Vesuv gelegene Ortschaft hatte dementsprechend noch größere Schäden erlitten als Pompeji. Aber ihre Bewohner waren zum Hauptteil reiche Ansiedler, die in höherem Maße zum schnellen Wiederaufbau der Stadt beitragen konnten. Im allgemeinen war man in den fünfzehn Jahren nach dem Erdbeben hier nicht nur in der Wiederherstellung der privaten Häuser, sondern auch in jener des Theaters und der übrigen öffentlichen Gebäude trotz der größeren Schäden viel weiter fortgeschritten als in Pompeji. Immerhin blieb auch da noch eine Menge zu tun, obwohl von kaiserlicher Seite zum Beispiel bei dem Neubau des Tempels der Göttermutter mit Geld sehr geholfen wurde. Auch hier verblaßte langsam die Erinnerung an die Schrecken des Bebens, man sah heiter und froh in die Zukunft und freute sich seines Lebens.

Mit dem Fortschreiten des Aufbaues, der Geld unter die Leute brachte, und dem Neuerblühen des Handels erhöhten sich Besitz und Reichtum der beiden Ortschaften, damit auch

das Kunstbedürfnis und der Wunsch, alles ringsum im öffentlichen und privaten Leben möglichst schön zu gestalten. In den Kellern häuften sich die Amphoren genannten, hohen zweiarmligen Weinkrüge mit dem köstlichen Naß, dessen Alter man aus Inschriften an den Gefäßen erkennen konnte, die berichteten, welche Konsuln zur Zeit des Wachstums dieses Weines in Amt und Würden standen. In den Geschäften türmten sich die Waren und Lebensmittel, die reißenden Absatz fanden. Alles ging wieder aufwärts und man begann nun schon nicht nur an rein östlichen Vorgängen, sondern auch an der großen Politik des kaiserlichen Rom Interesse zu nehmen. Im Jahre 68 n. Chr. war nach aufregenden innerpolitischen Kämpfen Nero ermordet worden. Der Kaiser hatte zu sehr seinen künstlerischen Neigungen nachgegeben. Die Eitelkeit, sich selbst in Griechenland als Sänger und Wagenlenker Lorbeeren zu holen, hielt ihn zu lange von Rom fern und zog seine Aufmerksamkeit davon ab, daß das kaiserliche Ansehen bei den von ihm zu sehr vernachlässigten Legionen dahingeschwunden war. So hatte deren Abfall auch sein Ende zur Folge. Aber die aufrührerischen Soldaten, die den dreiundsiebzigjährigen Galba zum Cäsar ausriefen, waren unter sich uneins. Ein Teil von ihnen empörte sich gegen den neuen Herrn und ermordete ihn. Dann wurde ein Günstling Neros namens Otho auf den Thron erhoben, aber es dauerte keine hundert Tage, da machten die Legionen der Rheinarmee einen der ihrigen, Vitellius, zum Cäsar. Dieser rückte über die Alpen und schlug die ihm entgegentretenden Truppen Othos, der durch Selbstmord endete. Doch nun meldeten sich die im fernen Osten kämpfenden Legionen, die da auch ein Wort mitreden wollten. Sie standen im Kampfe gegen die Juden und ihr Befehlshaber Vespasianus, der Sohn eines einfachen Zollbeamten, ein tüchtiger, zuverlässiger und arbeitsamer Mann, erschien ihnen als die richtige Person für die Kaiserwürde. Obwohl Vespasian selbst im Osten blieb, entschieden



sich die Kämpfe der Anhänger des Vitellius und der Seinigen in Rom zugunsten des Führers im Kriege gegen die Juden.

Mit Ende des Jahres 69 war der Streit zu Ende und der Senat übertrug dem Titus Flavius Vespasian die Regierung in Rom, womit, nach gänzlicher Beseitigung des Hauses Cäsars, das kleinbürgerliche der Flavier zur Herrschaft gelangte. Nun überließ Vespasian seinem Sohne Titus das endgültige Niederwerfen der Juden und traf im Jahre 70 in Rom ein. Sofort widmete er sich mit größtem Eifer und Glück der Herstellung der im abgelaufenen Jahre mit seinen nicht weniger als vier Kaisern so schwer gestörten Ruhe. Soweit es überhaupt nun im römischen Machtgebiet zur Wiederkehr des Friedens und der Ruhe und damit zum Aufblühen des Handels sowohl, wie der Kunst und Wissenschaft kam, unterstützte Vespasian auch den Neuaufbau der durch das Erdbeben so schwer mitgenommenen campanischen Städte und ihres Handels. Dieser wurde allerdings nicht von den zugewanderten Römern aus guter Familie betrieben. Der römische Patrizier beschäftigte sich wohl mit Landwirtschaft, doch überließ er das gering geachtete Gewerbe des Kaufmannes Freigelassenen, zum Beispiel Ausländern, wie Juden oder den Sklaven. Die römischen Gemeindebeamten erkannten aber trotzdem die lebenswichtige Bedeutung des Handels und sorgten in weitblickender Weise dafür, daß ihm die größten Freiheiten gelassen würden. Regelmäßige Markttage wurden sowohl in Pompeji, wie in Herculaneum abgehalten und Aufforderungen, dahin zu kommen, auch in den umliegenden Ortschaften an den Häusermauern eingekratzt. An solchen Markttagen herrschte in den schon wieder hergestellten Teilen der Fora lebhaftes Treiben. Die Schuster und Schneider, die Bäcker, Obst- und Weinverkäufer, ebenso wie die Stoff- und Fischhändler boten ihre Waren an, und für die schnelle Verköstigung der in die Stadt geströmten Massen standen unzählige, offen an der Straße liegende Garküchen zur Verfügung.

Das sich derart entwickelnde Leben war so malerisch bewegt, daß ein Pompejaner es in Wandgemälden in seinem Hause festhielt. Da stellen die Töpfer und sonstigen Handwerker ihre Erzeugnisse zur Schau, da bietet man eine junge Sklavin an und die Verkäuferin läßt sie ein geschriebenes Papyrusblatt vor sich hinhalten, das all ihre guten Eigenschaften aufzählt. Auch Schulszenen, die Züchtigung eines kleinen Missetäters mit Ruten usw., spielten sich in den Säulenhallen des mit Reiterstatuen gezierten Forums ab, das für den festlichen Markttag überdies mit zwischen den Säulen herabhängenden Kranzgewinden geschmückt war. Dazu las man Ankündigungen aller Art, die in nur großen Buchstaben auf den öffentlichen Plätzen entweder mit Farbe an die Wände gemalt, oder aber mit einem spitzen Werkzeug an die Außenflächen der Häuser eingeritzt wurden. Und wirklich, das ganze Leben der Stadt, das reiche und bewegte öffentliche sowohl, wie das private, spiegelte sich in diesen so vielerlei verratenden Inschriften wider. Die größte Rolle spielten vor allem die Wahlaufrufe, die sich überall in Pompeji an den Wänden vorfanden und diesen oder jenen Anwärter für die höchsten Ämter des Gemeinwesens empfahlen. Man pflegte zum Beispiel am eigenen Heim anzuschreiben: „Paquius erbittet den Lucius Popidius Ampliatus zum Ädilen“, oder aber dritte Personen malten an das Haus eines einflußreichen Mannes: „O Trebius, raffe dich auf und mache den rechtschaffenen jungen Mann Lollius Fuscus zum Ädilen.“ Aus diesen Inschriften war zu erkennen, daß in dem einen Fall das Haus dem Paquius, im anderen dem Trebius Valens gehörte. Es zeigte sich, daß nicht nur Einzelpersonen, sondern auch alle Zünfte, wie die Badheizer, Tuchwalker, Filzmacher, Färber, Goldschmiede, Maultiertreiber, Barbieri, Winzer, Kuchenbäcker, Isisverehrer, ja selbst Ballspieler geschlossen für den einen oder anderen Kandidaten eintraten, also zunftmäßig zusammengefaßt waren und ihren Willen meist an öffent-

lichen Gebäuden anschrieben. Sie traten so in ihrer Gesamtheit für den oder jenen namentlich genannten Mann ein, den sie zum Duumvirn oder Ädilen erhoben haben wollten, weil er dessen wert und würdig wäre, herrliche Spiele geben, für gutes Brot sorgen würde usw.

Auch Frauen beteiligten sich an diesen Wahlvorschlägen, wie die Inhaberin einer Schenke oder Bar, ja auch die einzelnen darin beschäftigten Mädchen mehr oder weniger guten Rufes. Nebenbei fehlten die Spötter nicht; Spitzbuben und Schlafmützen empfahlen den faulen Vatia zum Ädilen<sup>1)</sup>, und das Schätzchen des Claudius wollte, daß man ihren Liebsten zum Duumvirn mache. Drohungen gab es auch: „Wenn einer dem Quinctius seine Stimme versage, so möge er unter Spott auf einem Esel durch die Stadt reiten.“ Prahlerische Winke zur Lösung der Geldfragen konnte man da lesen: „Teilt die Gemeindegelder einfach auf, dafür trete ich ein, denn unsere Gemeindekasse hat gewaltig viel Geld!“

Die Wahlinschriften gaben ein klares Bild, wie die bedeutendsten Bewohner der Stadt hießen. Der einzelne war da meist mit drei Namen bezeichnet, mit einem Vornamen, zum Beispiel Marcus, einem Geschlechtsnamen (gens), wie Holconius, und einem Zunamen, etwa Priscus. Der erste wechselte stets, nur der älteste Sohn hieß immer so wie sein Vater. Vor- und Geschlechtsname vererbten sich von Vater auf Sohn, der Zuname ging sehr häufig auf die mütterliche Familie zurück, konnte aber auch von anderswoher kommen. Wenn zum Beispiel Sklaven freigelassen wurden, die bis dahin nur Vornamen besaßen, fügten sie diesem die „gens“ ihrer ehemaligen Herren sowie einen Zunamen bei, etwa Januarius, Apollonius oder Jucundus, die sich allgemein einbürgerten und aus denen man auf die Tatsache der Freilassung schließen konnte. Sammelte man die an den Häusern Pompejis be-

<sup>1)</sup> Siehe Dr. Hieronymus Geist, Pompejanische Wandinschriften. München 1936.

stehenden Namen, so ergab sich fast ein vollständiges Verzeichnis der bedeutendsten Bewohner der Stadt und meist auch der Eigentümer jener Häuser, an denen die Wahlvorschläge zu finden waren.

Die auf diese Weise zur Lenkung der Gemeinde gewählten Beamten mußten in gesetztem Alter stehen und während ihres ganzen Lebens als ehrbar bekannt gewesen sein; Wähler waren alle großjährigen Bürger. Die Amtszeit dauerte nur ein Jahr, und zwar vom 1. Juli bis zum gleichen Datum des nächsten Jahres, die Wahlen fanden jeweils im März statt. Waren sie vorüber, so wurden alle Aufrufe an den Wänden von eigenen „Übertünchern“ überdeckt und so bis zu den nächsten Wahlen wieder Platz für neue Ankündigungen aller Art geschaffen.

In Pompeji, mit seinem lebhaften Leben und Treiben und dem großen Einfluß der Behörden auf Handel und Verkehr, stieg damit auch das Interesse dafür, wer diese Ämter bekleiden sollte; daher kam es zu heftigen Wahlkämpfen und politischem Streit, und die große Anteilnahme der Bevölkerung zeigte sich in diesen Inschriften. Ganz anders in Herculaneum; da fehlten die Gegensätze, weil der Handelswettbewerb der Bewohner untereinander kein so großer war. Die Wahlen verliefen ruhiger. Die Leute verfolgten sie mit geringerem Interesse, daher gab es hier viel weniger die Bewerber empfehlende oder ablehnende Aufrufe, und der Kampf war nicht so sehr von persönlicher Anteilnahme durchpulst, wie in dem handelsfreudigen Pompeji. In Herculaneum wird man vergebens Anschriften suchen, die alle Tugenden auf den oder jenen Anwärter häufen, einem Gegner Krankheit wünschen, einen, der schlecht wählt, einfach kurzweg zum Esel erklären oder gar beteuern, daß Venus selbst den oder jenen zum Ädilen haben wolle. Selbst die Bettler Pompejis schlugen bestimmte Personen zum Ädilen vor, wohl weil sie hofften, sie würden, einmal im Amte, das Los der

Armen bessern. Die Wandinschriften im allgemeinen zeigten aber in beiden Städten, welch großen Wert die Einwohner darauf legten, daß man ihre Namen oft und oft lese. An den Wänden der Basilika, am Forum Pompejis, dann im Theater und Amphitheater, also dort, wo das Publikum sich in großer Zahl zu versammeln pflegte, standen Hunderte und Hunderte Namen eingeritzt, eine Unsitte, die auch heute noch an Denkmälern, Aussichtspunkten usw. geübt wird. Da hatten dann die Übertüncher schwere Arbeit. Aber auch sie verfehlten nicht, sich zu nennen. „Sosius hat geschrieben, Onesimus den Stein wieder geweißigt“, liest man einmal. Das geschah meist des Nachts bei Mondenschein oder aber beim Licht einer Laterne, deren Träger überdies die Leiter zu halten hatte. Aber die Wände wurden nicht nur zu Wahlaufrufen, zu Ankündigungen von Fechterspielen und dergleichen benützt, sondern auch zu direktem schriftlichen Verkehr unter den Bürgern. Zu Lob und Fluch, zu Stelldichein und Glückwunsch, zu philosophischen und ironischen Bemerkungen ebenso, wie zum Festhalten aufrichtiger Gefühlsergüsse und zu besonders charakteristischer und aus dem Leben gegriffener Aussprüche der bekanntesten Dichter, deren Wahrheit der oder jener am eigenen Leibe verspürte. So las man an einer Mauer nächst dem Hause des Cajus Julius Polybius die Verse:

Nichts kann für ew'ge Zeiten dauern!  
 Wie golden auch die Sonne erglänzt,  
 In den Ozean muß sie zurücktauchen.  
 Verschwunden auch ist der Mond,  
 Der eben noch so hell gestrahlt;  
 Wenn eines Tages deine Schöne  
 In wildem Zorne wütet  
 Bleib fest, denn dieser Sturm  
 Wird bald dem sanften Zephir weichen<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> M. Della Corte, Pompei, I nuovi scavi e l'anfiteatro. Pompei 1930. S. 37.

Während die meisten Inschriften öffentlichen Charakters, wie Wahlankündigungen, mit schwarzer oder rotbrauner Farbe gemalt waren, ritzte man die Kundgebungen mehr privaten Charakters, wie Spott, Scherz, Grüße, Liebesseufzer, Verwünschungen und dergleichen meist in die Wände ein. Neben zahlreichen Kundgebungen freundlicher Natur, wie etwa „Gruß dir, Bruder Emilius Fortunatus!“, finden sich solche, die wenig liebenswürdig klingen, wie „Samius wünscht dem Cornelius, er möge sich aufhängen“. Auch Ermahnungen fehlen nicht: „Das kleinste Übel wird zum größten“, meint einer, „wenn man es vernachlässigt.“ Und schon an den Wänden Pompejis findet sich der Rat, wenn einer gar nicht wisse, was er mit der Zeit anfangen solle, möge er Hirse ausstreuen und sie wieder auflesen. Die kleinen Sorgen und Freuden des Lebens spiegelten sich da. Triumphierend ward Gewinn im Würfelspiel verkündet, und zwar „ehrlicher“, wie man bezeichnend genug hinzufügte.

Das Trinken war nicht nur eine Gewohnheit der alten Germanen, sondern zumindest ebenso auch der Römer. Unbändigen Durst verriet eine Inschrift an der Basilika: „Suavis lechzt nach vollen Weinkrügen, ich bitte euch, und zwar dürstet ihn ganz mächtig.“ Ein anderer wieder hatte seinen Durst gelöscht: „Schönsten Gruß! Wir sind voll wie Weinschläuche.“ Aber immer ist es nicht bester Falerner, der den Pompejaner Trinkern vorgesetzt wurde. „Mögest du einmal selbst deinen bösen Schlichen erliegen“, schimpfte einer den Schenkwirt, „du verkaufst uns fast Wasser und trinkst selber den puren Wein.“ Oft aber fehlte einem das Geld zum Essen und Trinken, und so mancher sah neidisch dem Reichen zu, der tafelte und pokulierte. „Wer mich zu Tisch bittet“, las man an einer Wand, „dem möge es gut gehen! Lucius Istazidius, der mich nicht zum Essen lädt, ist für mich ein Barbar.“

Weitaus den breitesten Raum in diesen, in dem persönlichen Leben wurzelnden Inschriften nahm die Liebe ein. Um

sie drehte sich alles, sie war Anfang und Ende. „Man muß genießen, denn es gibt nichts Besseres in der Welt“, war das Grundgesetz heidnischer Philosophie der Zeit, nach der zu leben alles möglichst strebte. Es wäre ja auch ganz unnütz, meinte man, Liebe verwehren zu wollen, denn „wer Liebende zu trennen versucht, der tut, als wollte er den Wind anbinden und den murmelnden Wellen des Quells das Herabfließen verbieten“<sup>1)</sup>. Ungeduldig strebte der Mann damals wie heute danach, möglichst rasch zu seiner Liebsten zu kommen, und während der Maultiertreiber sich beim Erholungstrunke Zeit ließ, ritzte der wie auf Nadeln wartende Liebhaber die Verse in die Wand: „Ach fühltest du doch auch, wie Liebe brennt, viel schneller brächtest du mich dann zu meiner Liebsten! Jetzt vorwärts, bitte, treib’ die Tiere an, trink’ aus, mach’ schnell, ergreif’ die Zügel, peitsche. Fahr’ nach Pompeji, denn da wohnt mein Schatz.“ Unzählig sind die Huldigungen, die guten Wünsche für liebe Menschen. Entzückt schrieb einer zierlich an die Wand: „Wer die Venus nicht sah, die Apelles gemalt, der sehe hin auf mein Mädchen; es ist so reizend wie jene.“ Und einer, der fern von der Geliebten weilt, meint seufzend: „Victoria, ach sei begrüßt, und wo immer du auch seist, niese glücklich.“ Einem anderen Schreiber diktierte Amor und Cupido führte ihm die Hand: „Ach, ich möchte lieber sterben, als selbst ein Gott sein ohne dich!“

Doch immer fand man nicht Erwidern seiner Neigung, man versuchte oft den geliebten Gegenstand erst durch eine Wandinschrift darauf aufmerksam zu machen, da man nicht wagte, ihm das Geheimnis direkt zu gestehen: „Marcus liebt die Spendusa und Rufus die Cornelia Helena! Ich muß eilends fort.“ „Leb wohl, meine Sava, und hab’ mich doch ein wenig lieb. Ach, wenn du weißt, was Liebe bedeutet und wenn du menschlich fühlen kannst, hab Mitleid mit mir und gestatte,

---

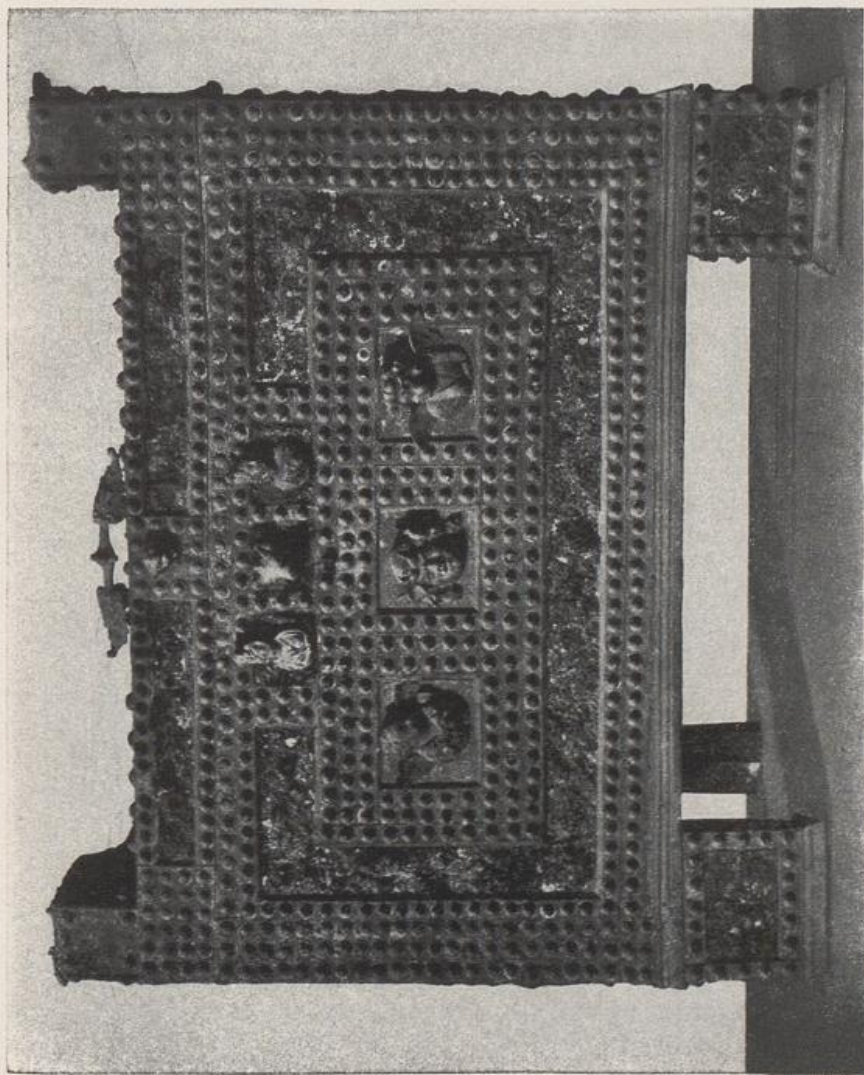
<sup>1)</sup> Am Türpfeiler eines Hauses in dem Vico dei Soprastanti.

o Blume der Venus, daß ich zu dir komme.“ So manche Schöne aber war spröde und machte sich nichts aus dem Verehrer, ja gab ihm einen wenig liebenswürdigen, unverblühten Korb: „Virgula an ihren Freund Tertius: Mein Lieber, du bist mir zu häßlich.“ Serna kann den Isidorus nicht leiden und Livia sagt zu Alexander: „An deinem Wohl liegt mir nicht viel. Gehst du zugrunde, freut’s mich noch.“ Verächtlich wandte sich ein Abgewiesener fort: „Der eine liebt, der andere wird geliebt, ich aber pfeife darauf.“ Beißend fügte eine zweite Hand hinzu: „Wer darauf pfeift, der liebt.“ Ein Abgewiesener rächte sich in gemeiner Weise: „Lucilla zieht aus ihrem Körper klingenden Gewinn.“ Enttäuscht auch schrieb ein anderer an die Wand: „Was nützt mir eine Venus, wenn sie aus Marmor ist.“

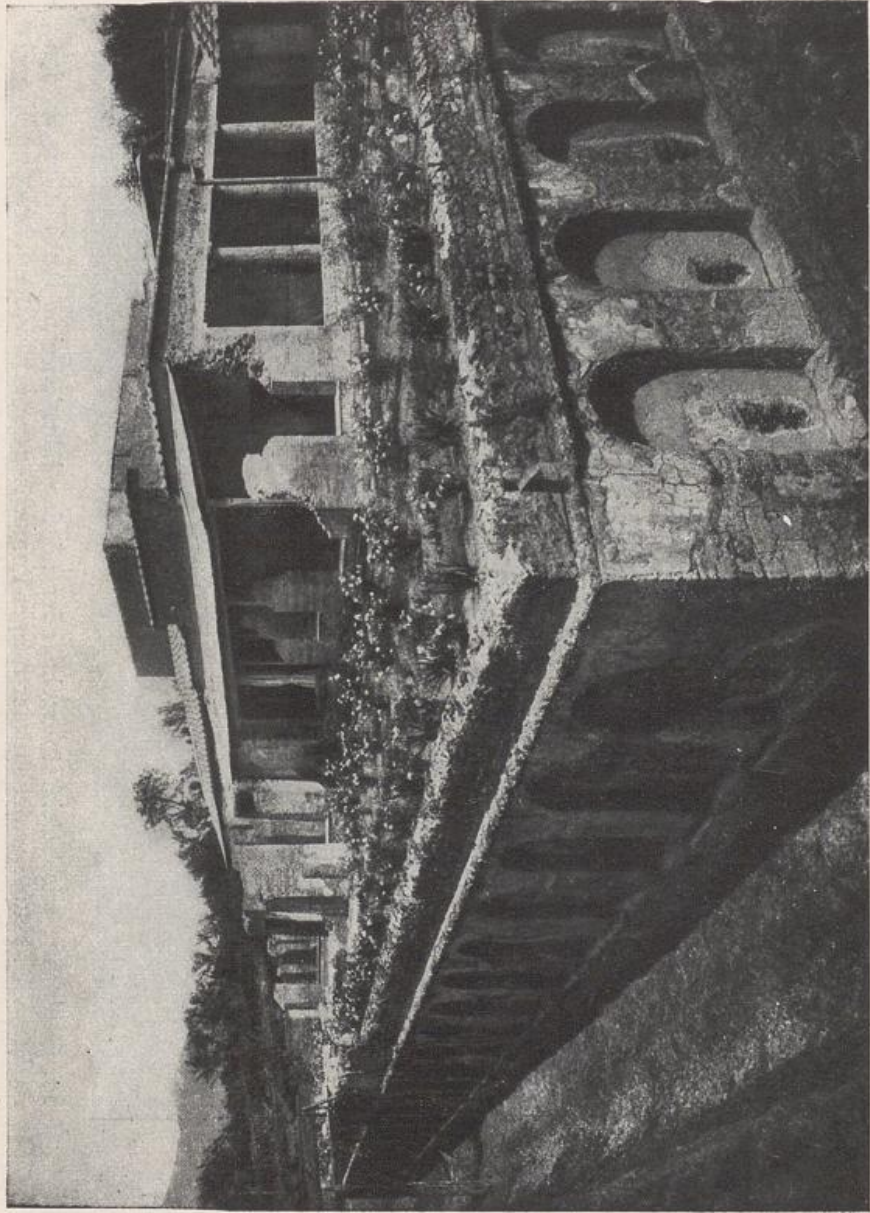
In allen Abstufungen konnte man da die Gefühle der Pompejaner und Herculener verfolgen. Auch die weniger ideale Seite der Liebe nahm einen großen Raum ein. Haß und Wut über Nebenbuhler, die der Geliebten nachstellen, erfüllten so manches Herz und leiteten die Hand der Schreienden: „Wer mein Mädchen verführt, den fresse im öden Gebirg’ ein grausiger Bär.“ Zornerfüllt schrieb ein Gatte, der seine ungetreue Frau in einer übelberüchtigten Schenke er tappt hatte: „Ich halte sie, ich halte sie, es kann kein Zweifel sein, Romula ist hier mit diesem Lumpen.“

Manchmal fehlte einem die Partnerin, und traurig schrieb solch einer dann an die Wand der Schenke: „Vivius Restitutus schlief hier allein und dachte begehrend seiner Urbana.“ In solchen Fällen blieb dann wohl nichts übrig, als die Flucht ins Haus der Freude, dem im kleinen Gäßchen verborgen liegenden Lupanar, wo die Gäste sich nicht scheuten, ihre Namen und den der Geliebten flüchtiger Stunde gemeinsam an die Wand zu schreiben und ihre Eigenschaften zu loben. Kein Wunder war es bei solcher Vielgestalt der Inschriften aller Art, daß sich dann einmal einer fand, der unmutig über



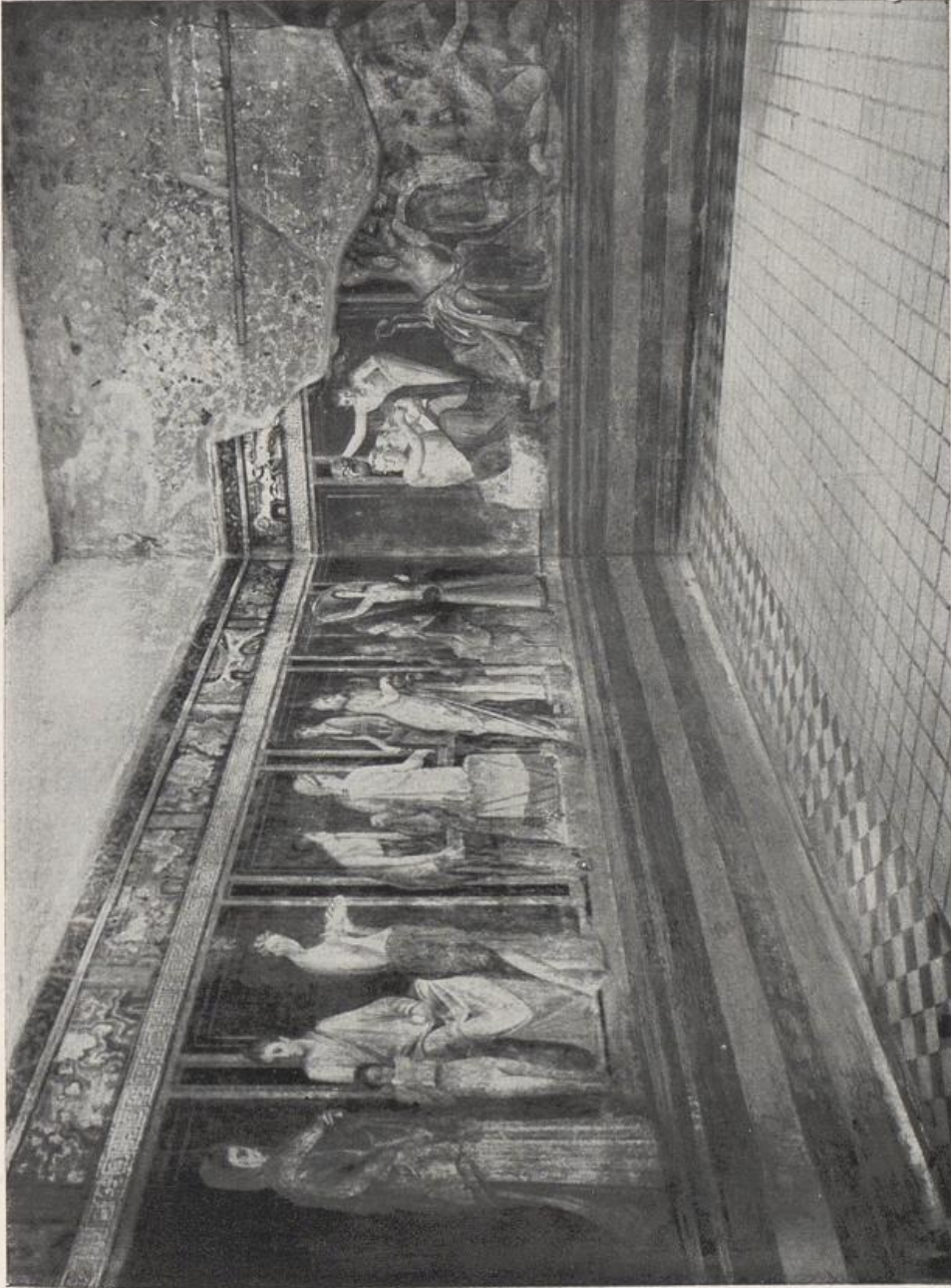


20. Geldtruhe, wie solche in mehr oder minder künstlerischer Ausführung in den Atrien vieler Häuser wohlhabender Bürger Pompejis gefunden wurden. Museum Neapel  
Fot. Alinari



21. Das quadratförmige Landhaus Villa dei Misteri vor den Toren Pompejis in seinem heutigen Zustande

Fot. Alinari



22. Der Saal mit der Darstellung der Einweihung einer Priesterin in den mystischen Kult. Die Fresken sind in leuchtenden Farben und die besterhaltenen Wandmalereien Pompejis, ja vielleicht überhaupt der Antike. Mysterienvilla vor dem Nordwesttor Pompejis



23. Versuch einer Wiederherstellung der fälschlich sogenannten Villa des Diomedes vor dem Herculaner Thor Pompejis  
Nach Saint Non, Voyage à Naples

all das Geschmier schimpfte: „Wand, ich bewundere dich, daß du nicht längst schon zerbarstest. So viel ödes Geschwätz bist du zu tragen verdammt.“

Mit der Lockerung der Sitten ging vielfach auch eine solche der Gläubigkeit und der Verehrung der Götter Hand in Hand. Es gab selbst schon zahlreiche Verächter der höchsten Wesen, und ein Pompejaner scheute sich nicht, einmal der Venus, der Göttin seiner Stadt, fluchende Worte an die Wand zu schreiben, weil sie ihn offenbar mit einer nicht erwiderten Liebe heimgesucht hatte. „Ich will der Venus die Rippen mit Prügeln durchschlagen und der Göttin die Lenden lahmpeitschen. Wenn sie mir das zarte Herz durchbohren kann, warum sollte ich ihr nicht mit einer Keule den Schädel zertrümmern können.“

Im allgemeinen aber waren das doch vereinzelte Erscheinungen. Bei der Mehrheit des Volkes behielt Götterfurcht die Oberhand. Auf Schritt und Tritt sah man Altäre, in keinem Hause fehlte die kleine Kapelle der Hausgeister, überall waren die Bilder der Hauptgötter gemalt, an Kreuzungspunkten der Straßen und nächst den Brunnen standen weitere kleine Altäre. Der Isiskult stand in höchster Blüte. Vom Christentum gab es vorerst wohl nur dürftige Kunde. So schien die Sonne über Gerechte und Ungerechte; wo blühendes und bewegtes Leben ist, gibt es eben auch da und dort Gottvergessen, Übertreibungen und Ausschweifungen. Wenn manchmal in den Speiseräumen der Reichen (Triclinien) die Bankette in Orgien ausarteten, wenn die weniger Begüterten sich in den Schenken betranken und sich dem Spiel mit feilen Weibern ergaben, so war das damals wie stets eine Begleiterscheinung des Übermuts, der sich vor allem aus dem unter den Kaisern aufblühenden Machtbewußtsein und dem infolge des Schutzes der Handelswege und daher erleichterten Schiffsverkehr steigenden Wohlstand ergab.

Eben war wieder in Rom ein einschneidender Regierungs-

wechsel vor sich gegangen. Vespasian, unter dessen Herrschaft das gänzliche Niederwerfen der Juden im Jahre 70, die Zerstörung Jerusalems, sowie Eroberungen auf der Insel Britannien durchgeführt worden waren, starb am 24. Juni 79. Sein in Krieg und Frieden bewährter Sohn Titus folgte ihm, und damit trat zum ersten Male eine geordnete, erbliche Nachfolge ein. Obwohl der neue Herrscher sich vorher mancher Gewalttat schuldig gemacht hatte, zeigte er sich nun sofort nach seiner Thronbesteigung derart wohlwollend, edel und umsichtig, daß ihn die Zeitgenossen bald die Freude und Wonne des menschlichen Geschlechtes nannten.

In Pompeji war man gerade im Begriff, den Tempel des Augustus entsprechend dem Thronwechsel mit der Statue des Titus zu versehen, und das nicht völlig fertiggestellte Heiligtum nun als erstes zu vollenden. Es war langsam gegangen mit den Neubauten am Forum; noch lag der Jupiter-tempel in Trümmern und bot das Bild einer großen Steinmetzwerkstätte für die Aufbauarbeiten. Zudem war das doppelte Säulenstockwerk nicht völlig fertig, auch die Statuen fehlten noch, ebenso wartete die Basilika auf ihre Wiederherstellung. Auf dem Platze, den einst vor dem Erdbeben der Tempel der Venus Pompeiana eingenommen hatte, scheint ein Holzbau als notdürftige Unterkunft für den Kult der Göttin gedient zu haben. Die Tempel der Fortuna Augusta und der Isis dagegen waren dem gottesdienstlichen Gebrauch schon zurückgegeben, ebenso die Theater fast fertig restauriert.

Im Juli hatten die neuen Stadträte und Gemeindebeamten, die im März gewählt worden waren, ihr Amt angetreten. Noch waren die Wahlempfehlungen an den Häusern nicht weggewischt und man konnte lesen, daß für das Duumvirat, d. h. für die zwei Vorsitzenden im Stadtrat, in der Mehrzahl der Fälle Marcus Holconius Priscus, Gajus Gavius Rufus oder Publius Paquius Proculus vorgeschlagen worden waren.

Für das Amt der Ädilen wurden am öftesten Marcus Casellius Marcellus genannt, „den sogar Venus zu ihrem Lieb- ling erkoren hätte“, und neben ihm Marcus Cerinius Vatia und Lucius Popidius Secundus. Unter diesen Namen sind die in den nun kommenden Schicksalstagen im Amte ge- standenen vier Männer mit höchster Wahrscheinlichkeit zu suchen.

Ruhig, friedlich und ernst überragte der stolze Vesuv das Leben all dieser Städte, Ortschaften und Landhäuser, die sich zu seinen Füßen in buntem Kranze um den zauberhaft schönen Golf von Neapel mit seiner malerisch aus dem Meere auftauchenden Inselwelt gelegt hatten. Alles bot das Bild friedlichster Entwicklung, lachenden Wohlstandes in anmutig lieblicher Landschaft. In den Tiefen der Erde aber, den ahnungslosen Bewohnern dieser Landstriche noch völlig ver- borgen, lauerte das Verhängnis. Während der bis hoch hinauf mit prachtvollen Weinstöcken bedeckte Vesuv nach außen hin nicht das geringste Ungewöhnliche verriet, bereitete sich in seinem Innern ein gewaltiger Aufruhr vor. Man beachtete den Berg wenig; in den unzähligen landschaftlichen Wand- malereien war der Vesuv nur selten dargestellt worden. Auf einer solchen in Pompeji und einer in Herculaneum sah er sehr verschieden aus. Das Bild in der letztgenannten Stadt zeigte den abgestumpften, heute Somma genannten Kegel, der nach Osten abfiel, nach Westen aber in eine abgeflachte Hochebene des nun seit unzähligen Jahren untätigen alten, daher gar nicht mehr als solchen erkennbaren Kraters überging. Das Abbild des Vesuv in Pompeji aber zeigte den Berg in viel schrofferen Formen und legte vor allem Gewicht auf die Dar- stellung der ihn bedeckenden Weinstöcke, sowie auf die in ein Traubengewand gekleidete Figur des Bacchus, dem der Vesuv geweiht war. Ein großes Kunstwerk war dies nicht und daher wohl auch nicht sehr naturgetreu, aber eines ist sicher, keine der beiden Darstellungen ließ im geringsten

erkennen, daß der Berg ein Vulkan wäre und sich in seinem Inneren Feuerströme und Gasmassen zu gewaltiger Macht zusammenballten. Und dies, obwohl der Geograph Strabo darauf hingewiesen hatte, der zum großen Teil ebene Gipfel des Vesuv sei ganz unfruchtbar, wie ein Aschenfeld anzusehen und zeige schlundartige Höhlungen von rußfarbenen Steinen, die wie vom Feuer ausgefressen erschienen. Wie fast die meisten Vulkane liegt der Vesuv in der Nähe des Meeres, und das Wasser des Himmels nicht nur, sondern auch der See dringt durch die Spalten der Erdrinde so weit hinab, daß es durch die im glühflüssigen Innern des Berges herrschende hohe Temperatur in heißen Dampf von hoher Spannung verwandelt wird. Damals besaß der Vesuv keinen offenen Krater, so drückten die Gase daher bei ihrem Bestreben, einen Ausweg zu finden, auf das ober ihnen befindliche feurig-flüssige, beziehungsweise schon erstarrte Gesteinsmaterial, das ihnen den Ausweg sperrte. Hat in einem solchen Falle der Dampf genügend Kraft gewonnen, so gelingt es ihm entweder durchzubringen, oder aber, wenn er hoch genug gespannt ist, selbst diese gewaltigen Massen emporzuheben, um sich Luft zu machen. Die auf diese Weise von den Vulkanen an die Oberfläche gebrachten flüssigen Massen heißer Laven sind rotglühend und fließen langsam wie ein dicker Brei. Bricht der Wasserdampf aber durch die im Aufstiegskanal befindlichen Laven hindurch und gelingt ihm der Durchbruch, so wird dieses Material, in Trümmer zersplittert, ausgeworfen, die größeren heißen Schlacken, die kleinen, fast federleichten Bimssteinchen von der Größe etwa eines Pingpong-Balles Lapilli, die feineren staub- und sandartigen Massen vulkanische Asche, ohne in Wirklichkeit Asche zu sein.

Alle diese Vorgänge im Innern eines Vulkans hatten sich seit dem letzten mißglückten Ausbruchversuch, der im Jahre 63 in Form eines Erdbebens gefühlt worden war, im Laufe der seither vergangenen sechzehn Jahre sehr verstärkt. Die



### Dumpfes Grollen

Spannung im Innern des Vesuv war ungeheuer angewachsen, und um die Mitte des Monats August des Jahres 79 n. Chr., etwa sechs Wochen nach der Thronbesteigung des Kaisers Titus, wurden neuerdings Erdbewegungen gespürt. Aber sie waren noch nicht bedrohlich; in den Häusern und Ortschaften, die in und um den Vesuv lagen, fiel da und dort ein Gegenstand herunter, zeigte sich ein Riß in der schön bemalten Wand, versiegte etwa ein Brunnen; das war vorerst alles. Grund zu Beunruhigung schienen diese leisen Erinnerungen anfangs nicht zu bieten. Aber etwa um den 20. August verstärkten sich die Erdstöße. Dumpfes Grollen wie von fernem Donner begleitete sie. Schon begann man zu bangen, ängstliche Gemüter raunten, die Giganten stünden wieder auf; bald in den Bergen, bald in der Ebene rumorte es, selbst auch im Meere, das bei sonst heiterem Himmel und herrlichem Sonnenschein merkwürdig aufgewühlt war und wilde, überschäumende Wogen gegen die Küste sandte. Am 22. und 23. August beruhigte sich der Boden zum Teil wieder, nur in dem bergigen Tale gegen den Vesuv zu schien noch nicht alles zur Ruhe gekommen zu sein. Friedlich lag die Landschaft da, der Kranz von in Blumenpracht gebetteten Häusern und Städten um den lieblichen Golf war in das Blau des Himmels und des Meeres und in das saftige, üppige Grün der reifenden Natur getaucht. Nur die Vögel in den Lüften, die sonst die Gärten mit ihrem Gesang erfüllten, schwiegen merkwürdig still, flatterten unruhig hin und her, Hunde bellten scheinbar ganz ohne Grund, das Vieh in den Ställen begann zu brüllen, zerzte an den Ketten trotz all der friedlichen Stille, die ringsum herrschte. Irgend etwas lag in der Luft, besorgt sahen die Landwirte zum Himmel, ob sich nicht dort ein Hagelwetter zusammenzöge, das all den Fleiß ihrer Hände in kurzem zunichte machen könnte. Aber nein, nichts dergleichen. Blau und wolkenlos spannte sich der Himmel über die Erde, und am Morgen des 24. August strahlte die Sonne sengend heiß

auf die so reizend gelegenen Städtchen und Villen, auf Pompeji und Herculaneum und die dort in der Ferne im Dunst weiß verschimmernde Stadt Neapel.

Da erschütterte mit einem Male ein neuer Erdstoß den Boden. Er war furchtbarer als alle bisherigen. Und nun wollten schon Tausende die übermenschlich großen, gewaltigen Riesen ganz deutlich bald dort in den Bergen herumwandeln, bald in der Luft vom Meere her dahinschweben gesehen haben. Plötzlich folgte in den Vormittagsstunden des 24. August ein furchtbarer Donnerschlag. Vom Vesuv her kam der ohrenzerreißende Knall, alles blickte schreckerfüllt dahin. Und siehe! da hatte sich der Berg an seiner Spitze gespalten, unter Donnergetöse schien Feuer aus der Mitte hervorzubrechen. Doch nein, der Schein verschwand wieder, eine ungeheure schwarze Rauchwolke stieg zum Himmel, ein betäubender Krach folgte dem anderen, hochauf brachen dunkle Gesteinssäulen und sanken wieder in sich zusammen. Und plötzlich, man wußte nicht wie und woher, regnete und prasselte es überall. Nicht nur strömender Regen, ja der auch, gleichzeitig aber Steine, Erdblöcke, kleine leichte Bimssteine, große Brocken wie Bomben dazwischen, vornehmlich aber meist nur leichtes Zeug, aber in so unendlicher, so unendlicher Menge, daß die Sonne verdunkelt wurde. Es war mit einem Male Nacht mitten am Tage, nur ab und zu erhellten grausige Blitze das furchtbare Schauspiel. Erschlagen oder betäubt fielen die Vögel aus der Luft, und tote Fische warf das tobende Meer ans Gestade.

Was war denn nur? Was geschah denn in aller Welt? Angstvoll stürzten Mensch und Tier durcheinander, hierhin, dorthin, ziellos, nur fliehen, fliehen, retten, was zu retten ist. Ja, die Götter waren vom Himmel herabgestiegen, die Ewigen wollten die Menschen strafen und ließen die ganze Welt im Chaos untergehen. Kein Entrinnen gab es wohl mehr, denn wohin soll man denn, wenn alles in Trümmern dahinstürzt,

die Sonne auf die Erde hinabfällt und diese sich unter grauenhaftem Getöse himmeln hebt. Und das war es, ja, das war es ohne Zweifel. Es konnte nichts anderes sein. Immer ärger und ärger wurde es. In den Stein- und Aschenregen, der sich von der Höhe, vom Gipfel des Vesuv weithin erstreckte und alles unter sich begrub, mischten sich sintflutartige Wassergüsse. Man wußte nicht recht, ob sie vom Himmel oder aus der Erde kamen.

Was war geschehen? Der ungeheure Druck der Dämpfe und Gase in den Höhlen des für erloschen gehaltenen Vulkans hatte sich in ziemlicher Tiefe Luft gemacht. Endlich hatte er eine Kraft erreicht, die stark genug war, um die riesigen Mengen über ihm lagernden Gesteines so emporzuheben, daß sie unter gewaltiger Detonation ein Loch in den Gipfel des Berges reißen konnten, ein Loch, das zu einem dräuenden riesigen, kreisrunden Feuerkrater wurde. Die leichteren Bimssteine, der feinere aschenartige Sand wurden durch den gewaltigen Ausbruch in die Luft getragen und von den Winden entführt. Sie bedeckten alles in einem Umkreis von zehn bis fünfzehn Kilometern in Lagen, die bis zu fünf und sieben Metern hoch waren. Noch fünfundzwanzig Kilometer vom Ausbruchspunkt entfernt, am Vorgebirge Misenum, wo die römische Flottenstation lag, die der berühmte Naturforscher und dabei Großwürdenträger des Reiches, Plinius der Ältere, befehligte, mußten die Menschen, bloß um atmen zu können, fortwährend die Asche und Steinchen abschütteln, die aus der Dunkelheit herniedersanken.

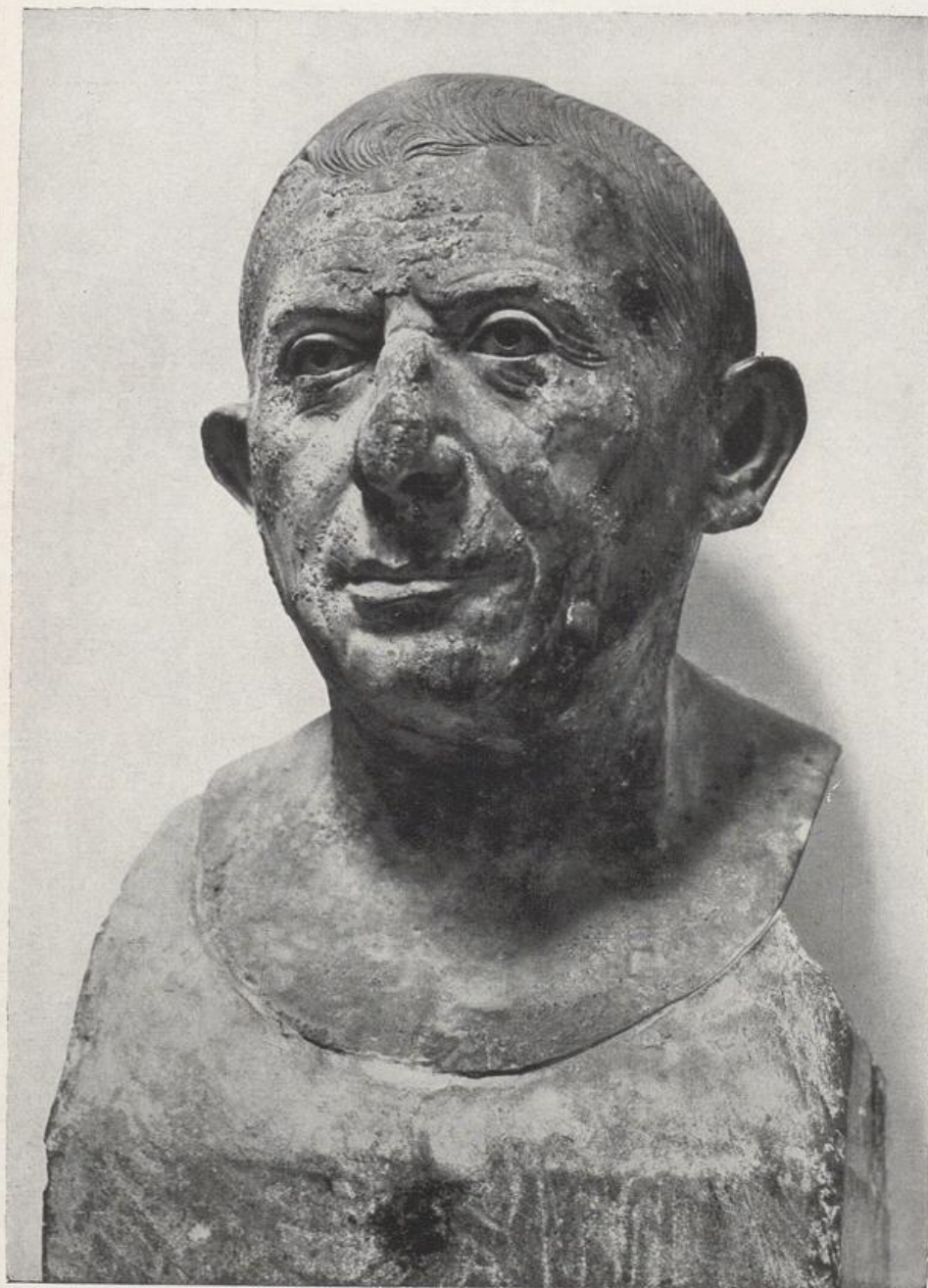
Am Krater des Vesuv hatte sich indes eine Menge schwerer Gesteinsteile und ausgeworfener Brocken gesammelt. Zusammen mit den Bimssteinchen und den aschenähnlichen Sanden bildeten sie in dem strömenden Regen eine furchtbare Schlammlawine, die von der Höhe des Berges in der Richtung zur Küste zu herabfloß. Denn dorthin war der Ausbruchskrater geneigt und an dieser Seite die Kraterwand am stärk-

sten eingestürzt. Die Schlammmasse verschlang vor allem andern die Häuser und Villen an den Hängen des Berges, und nun ergoß sich der Strom direkt hinein in das nur vier Kilometer vom Gipfel des Vesuv gelegene reizende und friedliche, stolze und schöne Städtchen Herculaneum mit seinen prachtvollen Häusern und Tempeln, seinen Gebäuden, Brunnen und Altären. Einen Augenblick stockte der Strom an dem Widerstand der Mauern und teilte sich entsprechend den Straßen der Stadt in mehrere Arme, die im Nu die Gassen und Wege ausfüllten. Aber immer neue Massen strömten nach, die sich dahinwälzende Schlammwand erreichte stellenweise eine Höhe von zwölf bis fünfzehn Metern, überflutete schließlich alles, begrub Häuser und Tempel unter sich und füllte die Hohlräume aus. Wie in ein großes Gefäß floß der Schlammstrom hinein in das Halbrund des wundervollen Theaters, nachdem er mit furchtbarem Anprall die herrlich-schöne Szenenwand mit ihren Marmorstatuen umgeworfen und unter sich begraben hatte. Dort und da riß er die Standbilder von ihren Sockeln, zerschlug eine riesige Quadriga, ein stolzes, bronzenes Viergespann, das ein öffentliches Gebäude krönte, und riß es in hundert Trümmern unwiderstehlich mit sich.

Die zu Tode erschrockenen Bewohner der dem furchtbaren Berge so nahe gelegenen Stadt hatten sofort die volle Tragweite der eingetretenen Katastrophe erkannt. Angesichts des Ozeans von Schlamm und flutendem Gestein, der sich da alles verschlingend, alles erfüllend heranwälzte, bei den andauernden Erdstößen, dem Steinregen in voller Dunkelheit gab es nur eines: fliehen, fliehen, so schnell als möglich fliehen. Man konnte nicht bleiben, das sah jedes Kind. Wer Roß und Wagen hatte, schwang sich hinauf, peitschte die Pferde, suchte die Fackel brennend zu erhalten, um so zu fliehen. Nur fort, fort gegen das Meer zu oder nach Neapel. Die anderen flohen in eiligem Laufe zu Fuß mit der flackern-



24. Partie an der Gräberstraße vor dem Herculaner Tor Pompejis

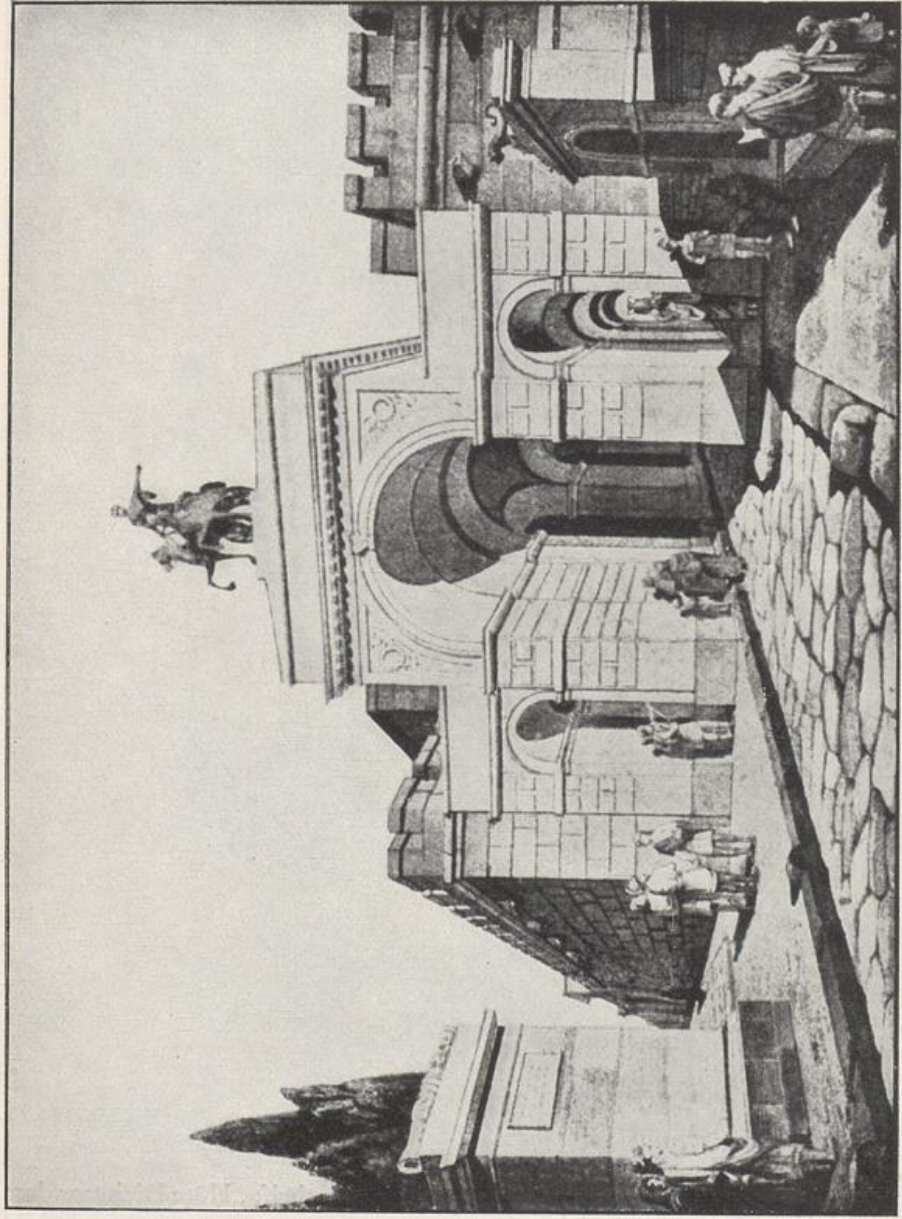


25. Büste des römischen Bankiers, Geldwechslers und Versteigerers Lucius  
Cæcilius Jucundus  
Neapel, Museum. Fot. Alinari



26. In den Fußboden eingelassenes Mosaik mit der Inschrift „Hüte Dich vor dem Hunde“ in dem Hause eines reichen Kaufmannes in Pompeji. Es ist das Urbild für das Haus des Glaucus in Bulwers Roman „Die letzten Tage von Pompeji“

Reg. VI. Ins. 8. Nr. 3



27. Wie das Herculaner Tor vor der Verschüttung ausgesehen haben dürfte  
Rekonstruktion nach Alois Fischetti, Pompeji sonst und jetzt



den Öllaterne in der Hand. Nur einige wenige Kranke, Greise, die sich nicht bewegen konnten, oder Unglückliche, die durch plötzliches Zusammenbrechen der Mauern eingeschlossen waren, kamen elend um. Aber nur wenige waren es, hier in Herculaneum hatte jeder nur an Flucht gedacht, niemand sich in Kellern oder dergleichen schützen wollen. Denn dies hinderte der überall, auch durch die eingedrückten Dächer der Häuser eindringende unerbittliche Strom, und das war das Glück der Herculaner, denn so kamen die meisten von ihnen wenigstens mit dem nackten Leben davon. Freilich, viele Wagen der Flüchtlinge, die sich mit umgebundenen Kopfkissen oder mit über das Haupt gestülpten Kleidern gegen die fallenden Steine zu schützen suchten, warfen um, weil sie im tiefen, von den Fackeln nur notdürftig erhellten Dunkel den Weg nicht fanden oder durch die Erdstöße aufgerissene Spalten unüberwindliche Hindernisse boten. Dazu die stickige Luft, der durchdringende Schwefelgeruch. Entsetzlich war diese Flucht anzusehen. Heulende Weiber, klagende Kinder, jeder rief nach den Seinen, viele beteten flüchtend zu den Göttern, andere wieder sahen in dem furchtbaren Geschehen auch den Untergang ihrer Götterwelt. Himmel und Erde stürzten eben zusammen.

Indessen hatte sich der Schlammstrom gänzlich über Herculaneum hinweggewälzt; bis ans Meer gelangte er und schob sogar dessen Küste etwa zweihundert Meter weit in die salzige Flut vor. Der blühende, reizende Ort war vom Erdboden verschwunden. Nichts sah man mehr von dem herrlichen, eben noch nach dem Erdbeben von Vespasian mit solchen Kosten wiederhergestellten Tempel der Göttermutter Cibeles, begraben die schmucke Vorstadtvilla mit ihrer wundervollen Sammlung von Statuen und Bronzen und der Bibliothek des Philosophen Philodemus. Begraben das Forum, all die anderen schönen Gebäude, auch die Basilika, in der sich die Familie der Balbi in Reiterdenkmälern und Statuen

verewigt hatte. Die Bewohner aber flüchteten heimatlos, viele vor Schrecken wahnsinnig geworden, nach Neapel und Umgebung, wo man besorgt und angsterfüllt war, denn die Erdstöße und der Aschenregen richteten auch dort schweren Schaden an. Und immer noch dauerte der Ausbruch des Vesuv, stets neue, vom Widerschein der glühenden Gesteinsmassen feurig überstrahlte Steinfontänen wurden aus dem Krater emporgeschleudert, und in Pinienform stand über dem Berge gewaltiger, schwarzer Rauch, den grausige Blitze durchzuckten. Dazu die furchtbare Finsternis, „nicht wie in mondloser und bewölkter Nacht, sondern wie in einem vollständig geschlossenen Raume“<sup>1)</sup>. Herculaneum aber war kein Städtchen mehr, es war eine Gruft, in der alles, alles unter mindestens fünfzehn Meter hohem, langsam erstarrendem Schlamm begraben lag.

Der Ausbruch des Vesuv hatte auch in den weiter gelegenen Gebieten und Ortschaften ungeheure Aufregung hervorgerufen. In Misenum zum Beispiel, dem Hauptkriegshafen der für die Sicherheit des Tyrrhenischen Meeres beauftragten römischen Flotte, hatte man zwar die Explosion nicht gehört, jedoch die riesige, pinienförmig aus dem Vesuv aufsteigende, bald schwarze, bald weiße Wolke mit Sorgen beobachtet. Der Kommandant der Flotte, Cajus Plinius, wollte sich aufmachen, um die grause Erscheinung von größerer Nähe zu sehen und hatte ein leichtes, schnelles Schiff bereitstellen lassen. Befremdet betrachtete auch er die dunkle Wolke am Vesuv, die wie auf einem sehr langen, schlanken Stamme in die Höhe stieg und sich dann, unter Einwirkung der herrschenden Winde, in viele Zweige verteilte. Ihre Farbe war verschieden, je nachdem sie Lapilli, Erde oder Asche mitführte.

Als eben Plinius aus dem Hause trat, um zu dem Schiff zu gehen, reichte man ihm einen Brief von einer gewissen Rec-

<sup>1)</sup> Plinius der Jüngere in seinem Briefe an den Historiker Tacitus

tina, der ihm bekannten Gemahlin des Cascus, die ihm hastig von der schrecklichen Gefahr schrieb, in der sie in ihrem Hause am Abhange des Vesuv schwebte und ihn bat, er möge sie erretten. Plinius ließ sofort eine große Anzahl von vier-rudrigen Schiffen bereitmachen, denn er wollte nicht nur dieser Dame, sondern möglichst vielen Menschen helfen, die durch das furchtbare Ereignis betroffen waren. Er befahl also geradeaus gegen den Vesuv zu steuern, in dessen Nähe Ortschaften und Menschen in größter Gefahr schwebten. Je mehr er sich der Küste zwischen Herculaneum und Pompeji näherte, desto heißer und dichter fielen die weißen, leichten Bimssteinchen, sowie auch vom Feuer versengte und brüchige schwarze Trümmer und weiße vulkanische Asche auf die Schiffe. Dazu war das Meer äußerst bewegt und die Piloten stellten fest, daß sich Untiefen gebildet hätten, die ein näheres Heranfahen oder gar eine Landung unmöglich machten. Die Schiffsmannschaft vor allem hatte selbst Angst um ihr Leben, und der Steuermann beschwor Plinius, umzukehren. Der gelehrte Flottenführer wollte zunächst dieser Aufforderung nicht folgen, sah aber bald, daß es wirklich nicht möglich war, den bisherigen Kurs weiter einzuhalten, und entschloß sich so, zu dem Hause eines Freundes, des Pomponianus zu steuern, dessen Villa unweit der Küste zunächst dem sechs Kilometer südlich Pompeji liegenden Stabiae lag. Aber auch dort war es nicht heimlich, Asche und Lapilli fielen schon über Stabiae, denn der Wind wehte von Nordwest, und daher wurden die leichter beweglichen Auswurfmaterialien des Vesuv, also die Lapilli und der weiße Aschensand, am allermeisten in südöstlicher Richtung abgetrieben. In dieser aber gerade lagen vor allem zahlreiche Villen in der Gegend des heutigen Boscoreale und die Stadt Pompeji, über die sich nun der Stein- und Aschenregen in voller Wucht ergoß.

Im Nu wurde das herrliche Anwesen des musikliebenden Lucius Herennius Florus erfaßt, das am Hange des Berges

gegen Pompeji zu lag. Schon das Erdbeben des Jahres 63 hatte die Villa und insbesondere ihr kolossales Peristyl mit seinen zwanzig korinthischen Säulen schwer beschädigt. Nun war sie gerade im Neubau gewesen und daher der Wohnteil gänzlich ausgeräumt, nur die für die Landwirtschaft, insbesondere Weinherstellung notwendigen Räume waren bewohnt. Jetzt am 24. August waren die Behälter eben leer, der Wein vom Vorjahre teils verkauft oder in Amphoren abgefüllt. Die Herrin des Hauses war anwesend, um den Fortschritt der Arbeiten an den Bade- und Schlafzimmern zu beaufsichtigen.

Mit dem Aschen- und Steinregen setzte auch hier der Schrecken ein; Erdbeben erschütterten das Haus bis in seine Grundfesten, man suchte zu flüchten, aber in der Dunkelheit und den erstickenden Schwefelschwaden kehrten die Besitzerin, deren Verwalter und ein Sklave wieder in das Haus zurück, in der Hoffnung, hier doch noch besseren Schutz zu finden. Schnell wurde der gesamte Schatz, die Schmuckstücke, die silbergetriebenen Prunkgeschirre, dann nicht weniger als tausend funkelnde Goldmünzen zusammengetragen. Ein vertrauter Sklave sollte all das irgendwo in den unterirdischen Teilen des Hauses in Sicherheit bringen. Angstvoll suchte er, wo er die Dinge bergen könnte und kam dabei bis in das Weinreservoir. Dort aber herrschte schon furchtbar schwefelige Stickluft, der Unglückliche konnte nicht mehr atmen, fiel mit dem Gesicht zur Erde auf Knie und Hände und erstickte inmitten all der Schätze, während oben im Hof der Weinpressen die Hausfrau und ihre zwei Begleiter sich vergebens mit Tüchern das Gesicht zu schützen versuchten und gleichfalls, einer über den anderen fallend, den Erstickungstod fanden.

Schauerlich raste das Elementarereignis über die Gegend. Schon stand auch das vom Gipfel des Vesuv viel weiter als Herculaneum entfernte Pompeji in heftigstem Stein- und

Aschenregen. In dieser Ortschaft verlief die Katastrophe ganz anders als dort. Hier gab es keinen Schlammstrom, der jedermann nur die Flucht als einzig mögliche Rettung klar vor Augen stellte. Mit Grauen hatte man wohl die ungeheure Explosion, den Feuer- und Steinausbruch aus dem Gipfel des Berges und die schrecklichen Erderschütterungen miterlebt. Aber man hoffte zu lange, daß all dies vorübergehen werde. So verlor man kostbare Zeit; da, mit einem Male trieb der Nordwestwind die weißen Bimssteinchen in solch ungeheurer Menge auf die Stadt zu, daß auch hier sehr viele ihr Heil in der Flucht suchten. Denn meterhoch fielen die Lapilli, die kleinen leichten Kügelchen drangen überall ein, ab und zu aber trug der Sturm auch Blöcke bis zu sechs Kilogramm Gewicht und größere Steine über die Stadt. Im Nu war alles darin begraben, viele Dächer konnten die Last nicht mehr ertragen und stürzten ein.

Wie sollte man dem allen entkommen? Wer Pferd und Wagen hatte, eilte möglichst schnell hinweg, viele andere aber suchten sich in Verliese, in feste Gänge und Keller in Sicherheit zu bringen, so vor dem Steinregen zu schützen und abzuwarten, bis sich der Aufruhr der Elemente wieder legen würde. Aber sie alle wurden durch die vom Vesuv entwickelten und vom Winde mit herbeigewehten giftigen Schwefeldämpfe erstickt und gingen elend zugrunde. Die meisten aber rafften eiligst alles an Wertsachen und Geld zusammen, was sie nur erreichen konnten und flüchteten den Kopf mit ihrem Mantel oder auch Tüchern und Polstern schützend. Öllaternen und Fackeln beleuchteten matt die traurige Szene. Während sich die Fliehenden schwer durch die schon drei bis vier Meter hohen Lapilli durcharbeiteten, fiel die mit Regen vermischte weiße Asche unerbittlich weiter, hemmte die allgemeine Flucht, und zahlreiche Pompejaner erstickten auch auf offener Straße in den schrecklichen schwefeligen Dunstschwaden. Die regenfeuchte Asche klebte sich an Hand

und Fuß, und wer nicht rechtzeitig und schnell gleich nach dem Ausbruch zu flüchten begonnen hatte, verfiel dem schrecklichsten Tode.

Unzählig waren die Dramen, die sich da bei Mensch und Tier, in Haus und Tempel, in Zimmern und Straßen der einst so blühenden Stadt abspielten, die nun in einem Nu in eine Stätte des Grauens verwandelt worden war. Die Pompejaner flehten zu den Göttern um ihren Tod aus Furcht davor. Götter! Ja, Götter! Es gibt doch keine, seht ihr dies nicht?

So plötzlich war die Katastrophe hereingebrochen, daß man überall noch die Vorbereitungen für das Mittagessen antraf; noch schmorte ein knusperiges Ferkel im Bronzegefäß, das Brot färbte sich goldgelb im Backofen, und überall waren die Leute wie gewöhnlich bei der Hausarbeit, bei den Bauten und auf den Feldern vor der Stadt beschäftigt gewesen. Nun aber ließ man alles im Stich, wie es lag und stand. Mitten in das blühende Leben hatte die tragische Hand des Schicksals plötzlich vernichtend eingegriffen. Es gab keinen Unterschied mehr, es fiel der Herr wie der Sklave, der Mann wie die Frau. Wie die Menschen waren auch die Tiere völlig verstört; mit Gewalt rissen sie an ihren Fesseln, gelang es ihnen, sich zu befreien, stürmten sie hinaus, wenn aber nicht, gingen sie in ihrem Stall elend zugrunde; die angeketteten Hunde aber, die die Häuser bewachten, hatten das furchtbarste Schicksal.

Der Steinregen kam vom Vesuv her, also von Nordosten, und daher suchte alles zunächst gegen Westen, gegen das Meer, und dann auch gegen Süden zu flüchten. Auf den drei hauptsächlich zum Herculaner Tor und zur Porta Marina führenden Straßen<sup>1)</sup> drängten sich die Flüchtenden. Klagend, schreiend und rufend versuchten die Pompejaner miteinander Verbindung zu halten und der Gatte der Frau, die Eltern den

<sup>1)</sup> Vico di Mercurio, Strada della Fortuna und di Nola, sowie die Hauptgeschäftsstraße Strada dell'Abbondanza.

Kindern in dem grauenvollen Steinregen weiterzuhelfen. Viele wurden wahnsinnig und jagten sinnlos bald hierhin, bald dorthin. Ja, es war so, wie es in der Bibel von jenen zwei üppigen Städten Palästinas erzählt wird. Einer, ein Jude vielleicht, der sich in das Zimmer eines Wohnhauses geflüchtet hatte, um dort das grausige Geschehnis vorübergehen zu lassen, ritzte klar und deutlich die Worte „Sodoma und Gomorrha“<sup>(1)</sup> in die Wand. Als aber die Luft sich verschlechterte, da wägte auch er sich hinaus in den grauenvollen Steinregen, um zu sehen, ob er nicht sein nacktes Leben retten könnte.

Die reizenden Häuser und kostbaren Paläste ebenso, wie die bescheidenste Hütte und Taverne drohten zum Grabe ihrer Bewohner zu werden. Mitleidslos prasselte der Hagel der noch heißen Lapilli und Asche auf die Stadt herab. Wenn man gegen den Vesuv zu blickte, sah man einen roten Feuerschein aufsteigen, als schlugen gewaltige Flammen aus seinem Gipfel. Sonst aber herrschte unerträgliche, dichte Finsternis, die alles einhüllte und schwefeldampferfüllte Luft, eine wahre Höllenpein schon auf Erden. Schreckerfüllt ließen auch die zwei Söhne Quintus und Sextus des Bankiers Cäcilus Jucundus alles im Stich und flohen vorüber an dem Hause des Vesonius, um die Strada della Fortuna zu gewinnen. Auch dieser ihr Freund war schon mit seiner Familie auf der Flucht, nur auf den armen Hund hatte man vergessen, der, an die Kette gelegt, das Haus bewachte. Die Steinchen regneten durch die Öffnung des Atriums herein, und das arme Tier stieg, solange die mit einem Bronzering an seinem Halsband befestigte Kette es gestattete, herauf, immer höher und höher unter den größten Anstrengungen, sich zu befreien. Endlich erstickte er elend und streckte alle Viere im Todeskampfe in die Luft.

Entsetzt flüchteten die zahlreichen Arbeiter, die bei dem

<sup>(1)</sup> Im Hause Regio IX, 1, 26.

Bau der großangelegten Zentralthermen beschäftigt waren. Was nützte Reichtum dem stolzen Besitzer jenes herrlichen Gebäudes mit dem großen Atrium, in dessen Mitte die wundervolle Bronzestatue eines Fauns stand, was dem großen Herrn sein Palast mit den zahlreichen Schlaf-, Wohn- und Eßzimmern und dem Peristyl mit den wunderschönen, von vierundzwanzig jonischen Säulen umgebenen Blumengarten? Die Bewohner konnten sich nicht entschließen, den einzig rettenden Weg zur Flucht anzutreten, denn angsterfüllt sahen sie aus der Öffnung des Atriums die Steine auf die Bronzestatue herniederprasseln. Sie suchten zumeist Schutz in den Zimmern. Nur die Hausfrau hatte in aller Eile ihren wertvollsten Besitz, große goldene Armbänder in Schlangenform, Ringe, Haarnadeln und Ohrgehänge, einen Silberspiegel, ein Säckchen voll Münzen zusammengerafft und zu fliehen versucht. Als aber Steine und Asche auf sie herabregneten, kehrte sie in ihrer Angst wieder zurück und flüchtete in das Tablinum, das große Prachtzimmer. Kaum war sie dort angelangt, trug die Decke die Last nicht mehr, stürzte ein und begrub die Unglückliche mit ihrer wertvollsten Habe unter den Trümmern. Auch andere Bewohner des herrlichen Hauses, die sich nicht herauswagten, erstickten elend in den Zimmern. Ob mächtiger Duumvir, ob reicher Bankier, ob armer Sklave, sie flüchteten oder starben, einer über den anderen dahinsinkend. Der Versuch, irdisches Gut zu retten, kostete so manchem das Leben.

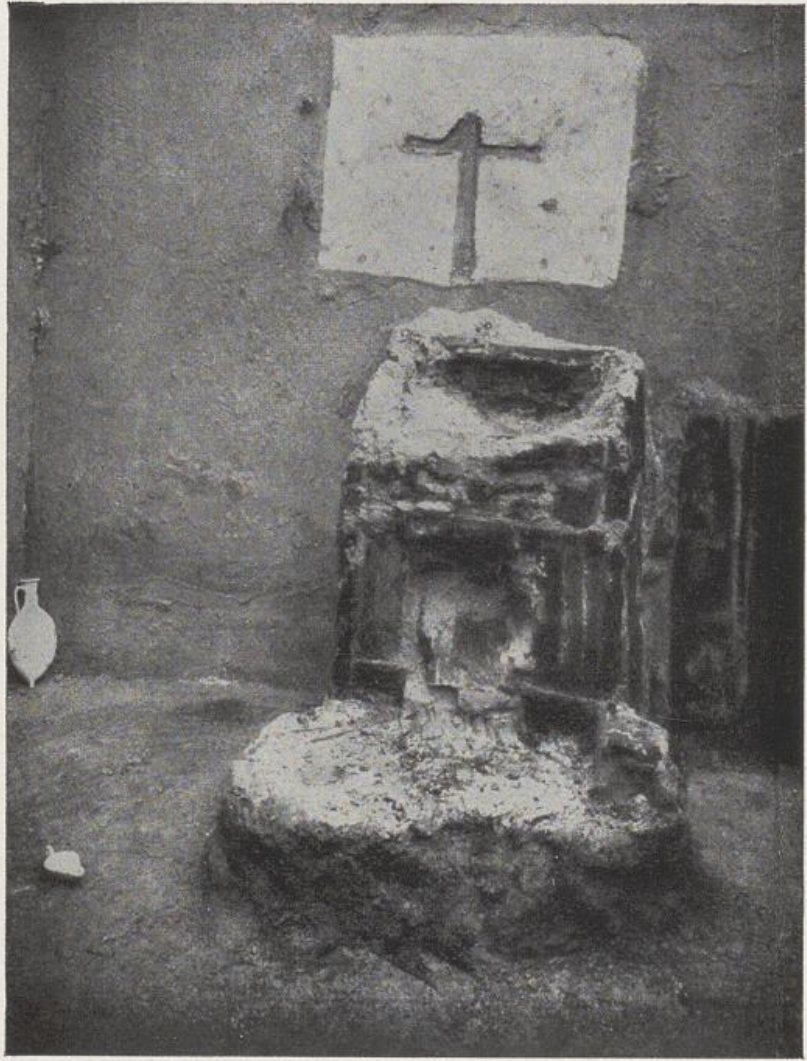
In einem Hause an der gleichen Hauptstraße, an dessen Eingangspforte ein Mosaik mit dem Bild eines Hundes und der Warnung „cave canem“ eingelassen war, wollten zwei junge Mädchen in aller Eile wenigstens ihre Schmuckstücke zusammenraffen, versäumten darüber die kostbare Zeit und sanken neben ihren Wertsachen erstickt nieder.

Im Hause des Pansa hatten die Bewohner im Anfang einige der schönsten Dinge, zum Beispiel eine kleine Bronzegruppe





28. Statue der Priesterin Eumachia, Stifterin des großen Gebäudes auf der Ostseite des Forums, dessen Bestimmung noch nicht ganz geklärt ist

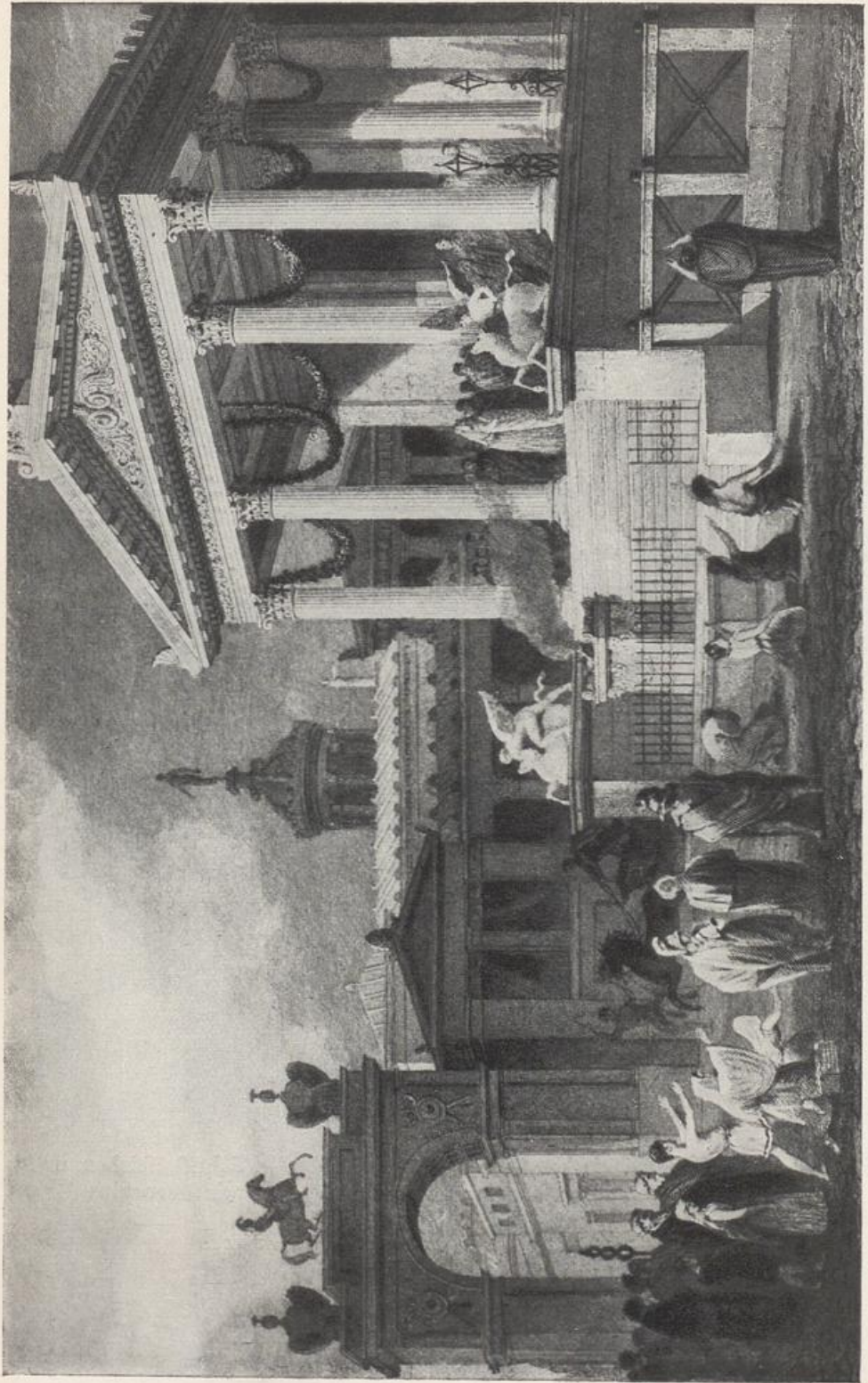


29. Betstuhl vor einem christlichen Kreuz in einer Kammer eines Hauses in Herculaneum. Gefunden im Winter 1939 und ein Beweis, daß es hier schon vor 79 n. Chr. eine kleine christliche Gemeinde gab, die im geheimen zum Kreuzeszeichen betete



30. Freske eines pompejanischen Ehepaares mit Buchrolle, Schrifttäfelchen und Schreibstift. Wandmalerei im Hause des Bäckers Terentius Proculus

Reg. IX. Ins. 3 Nr. 10



31. Der Tempel der Fortuna Augusta zu Pompeji. Versuch einer Wiederherstellung  
Nach Saint Non, Voyage à Naples

Bacchus mit einem Satyr darstellend, schnell in Leinen gewickelt, um sie mitnehmen zu können. Aber schon im Garten merkten sie, daß man dergleichen auf der Flucht nicht werdemitschleppen können, und warfen das Kunstwerk in einen Kupferkessel, der zufällig dort im Garten stand. Während aber die Hausbesitzer sich retten konnten, versuchten vier dort zur Miete wohnende Frauen besseren Standes mit goldenen Ohrgehängen und kostbaren Ringen das beispiellose Naturereignis in einem Zimmer zu überdauern und fanden dort alle vier inmitten ihrer Wertgegenstände und einigem Silbergeld gleichfalls den furchtbaren Erstickungstod.

Auf der Straße zur Porta des Herkules drängte sich die flüchtende Menge. Denen, die nahe am Westende der Stadt gegen das Meer zu wohnten, gelang es eher sich zu retten, so dem Cajus Sallustius, dem Besitzer des schönen Eckhauses am Ende der Merkurstraße. Nur die Herrin des Hauses scheint auch mit dem Zusammensuchen ihrer Wertsachen zu viel Zeit verloren zu haben, denn unweit davon, schon auf der Straße, fiel sie mit ihrem Schmuck, Geld und silbernen Spiegel, umgeben von drei Frauen geringeren Standes nieder und versank in der klebrig-nassen Asche.

Immer schwieriger wurde es zu flüchten; schon reichten die Lapilli bis an die Dächer, meterhoch bedeckten sie und die darüber fallende Asche alle Wege. In der Gräberstraße vor dem Tore des Herkules herrschte grenzenlose Verwirrung und wahnsinniges Gedränge. Die Körper der Erstickenden häuften sich nächst dem Tore. Dort flutete ja alles aus der Stadt heraus, was zum Meere entweichen wollte und hier am ehesten entkommen zu können glaubte. In Wahrheit war auch an der Küste kein Heil zu finden, denn Erdstöße hatten sich da am stärksten fühlbar gemacht, die Wogen gingen haushoch und die Flüchtenden, die bei dem matten Schein ihrer Fackeln den Sturm des Meeres und die mit unzähligen Fisch- und Tierleichen überdeckte Küste sahen, versuchten

wieder in die Stadt zu gelangen, um dort Schutz zu suchen. Dies alles bei dem immer noch andauernden Steinregen, der die Leute zwang, ihre Kleider über den Kopf zu stülpen, um sich halbwegs dagegen zu schützen. So sank einer nach dem andern in das Stein- und Aschenmeer ein; viele gingen mit einem Sack voll Gold- und Silbermünzen über dem Rücken in die Ewigkeit.

An der Gräberstraße war bei Eintritt der Katastrophe gerade eine Totenfeier veranstaltet worden und die Teilnehmer waren beim Leichenmahl in dem dazu bestimmten, schön gemalten Speisetriclinium versammelt. Dort erstickten sie auf den Kissen der Liegebetten ausgestreckt und hatten dabei nicht nur das Begräbnis ihres Anverwandten, sondern ahnungslos gleichzeitig auch ihr eigenes gefeiert. In aller nächster Nähe davon flüchtete sich eine Frau mit einem Kind im Arm in eine säulengeschmückte Grabstätte; kaum war sie dort angelangt, als das Denkmal zusammenstürzte und nun auch zu ihrer und ihres Kindes Gruft wurde.

Grauenhafter Schrecken herrschte in dem prachtvollen Landhause mit großartiger Weinwirtschaft an der Gräberstraße. Dieses luxuriöse Gebäude besaß außer dem herrlichen Peristyl rückwärts noch eine gewaltige, den Garten umgebende Säulenhalle, unter der an drei Seiten ein Gewölbe lief, ein durch Stiegen zugänglicher sogenannter Kryptoportikus, der nach dem Garten zu durch kleine, offene Fensterchen Licht und Luft genoß. Dort standen in langen Reihen die Weinamphoren, die an einem Ende mit Spitzen versehen sind, um sie in die Erde einbohren zu können. Der von größtem Schrecken erfaßte Hausherr hielt dieses Kreuzgewölbe angesichts des entsetzlichen Steinhagels als denjenigen Raum, der am allermeisten Sicherheit böte und führte darum die Hausgenossen, soweit er ihrer habhaft werden konnte, schnell dort hinab. Unter ihnen auch die mit einem schweren goldenen Halsband und ebensolchen prächtigen Spangen ge-

schmückte Hausfrau mit einem Kind am Arm und einem Knaben an der Seite und seine Tochter, ein wunderschönes, zartes Mädchen in der Blüte ihrer Jahre, in feinstes Linnen gekleidet und mit herrlichem Goldschmuck geziert. Rasch ließ der Gutsherr durch Sklaven Brot und Früchte, sowie sonstige Lebensmittel hinabtragen. Er selbst steckte hastig zehn goldene und achtundachtzig silberne Münzen der Kaiser Nero, Vespasian und Vitellius in einem Tuchsack zu sich und eilte dann mit dem Hausschlüssel dem Tore zu, das rückwärts aus dem Säulenportikus ins Freie führte. In seiner Begleitung war der vertrauteste Sklave, der das kostbare Silbergeschirr des Hauses zusammengerafft hatte, um es zu retten. Es bestand wohl die Absicht, festzustellen, wie es nach dem Meere zu aussehe, ob die Flucht dahin möglich sei. Dann wollte der Mann zurückkehren und seine Familie und das große Hausgesinde holen kommen. Aber er erreichte den rettenden Weg nicht mehr, schon an der Haustüre ereilte ihn und den Diener das Schicksal, erstickt sanken sie in die meterhohe Stein- und Aschenschicht nieder.

Indessen erlitten die sonst im Hause verbliebenen Personen, sowie alle in den tiefer gelegenen Kryptoportikus Geflüchteten das gleiche furchtbare Los; durch die in den Garten führenden Fenster drang die feine Asche auch dort ein und mit ihr die Dämpfe und giftigen Dünste, die natürlich in dem sonst geschlossenen Raume noch mörderischer wirkten als im Freien. Verzweifelt suchte das junge Mädchen mit den kostbaren goldenen Ringen an den Händen ihr feines Gewand über den Kopf zu stülpen und sich so zu schützen, verzweifelt auch hielten sich die Unglücklichen Tücher vor Nase und Mund. Aber es half alles nichts, sie fanden den Erstickungstod, und nur mehr der Schmuck und die Zier der Sandalen verrieten den Unterschied ob Herr oder Sklave. Die Armen kamen gar nicht mehr dazu, die Lebensmittelvorräte anzurühren, der Entschluß, da hinab zu flüchten, bedeutete

das sichere, schnelle Ende. Vierunddreißig Menschen und eine Ziege starben in den Räumen dieser Villa den Erstikungstod. Dieses Tier hatte sich, noch mit der Glocke um den Hals, in ein ebenerdiges Zimmer geflüchtet und fand dasselbe Schicksal wie alle andern.

In der unweit dieses Hauses gelegenen großen Villa, die noch von ihrem früheren Besitzer her die schöne malerische Darstellung des Mysterienkultes beherbergte, jetzt aber schon ein nur mehr für die Landwirtschaft bestimmtes Gebäude war, überraschte der Stein- und Aschenregen drei Frauen in einem Oberstock. Sie konnten nicht mehr flüchten, weil nicht nur die Dächer, sondern auch der Fußboden einstürzten und sie in den Raum darunter fielen. Da lagen sie nun in ihrem schönen Schmuck mit Goldketten und Goldringen an den gebrochenen Gliedern und erstickten in der schwefeligen Luft. Die eine von ihnen, ein junges Mädchen, hielt noch krampfhaft einen kleinen Bronzespiegel in der Hand. Einige beim Umbau des Hauses beschäftigte Arbeiter flüchteten in den auch hier vorhandenen unterirdischen Kryptoportikus des Hauses und gingen dort elend zugrunde. Sie hatten, als sie schon die Stickluft fühlten, nicht mehr entweichen können, denn der einzige Treppenzugang war völlig verschüttet. Ein junges Mädchen war bis zum Ausgang der Villa gelangt, dann aber verließen auch sie die Kräfte. Ein Mann, vielleicht der Türhüter, irrte wohl zuerst durch die zahlreichen Räume des großen Hauses, dann flüchtete er in sein kleines, geschlossenes Zimmer, um dort in dessen dunkelster Ecke zu ersticken. Er starrte noch im Tode wie gebannt auf seinen kleinen Finger an der linken Hand, an dem er einen Eisenring mit Karneol trug, worauf eine kleine weibliche Figur eingraviert war. Die Villa war nur wenig bewohnt, ein Teil konnte flüchten, so daß nur acht Opfer darin den Tod fanden.

In der Südhälfte Pompejis war es nicht viel anders. Das weite Amphitheater und die daneben gelegene Palästra, die



Fort, fort, nur rasch fort!

in der Mitte ein gewaltiges Schwimmbecken von dreißig Metern Seitenlänge besaß, füllten sich im Nu mit den herabregnenden Lapilli, die bald darauf von einer dichten Aschenschicht bedeckt wurden. Im Amphitheater weilten nur wenige Aufseher, im Augenblick waren auch keine wilden Tiere dort untergebracht; in der Palästra dagegen, in der die Jugend Pompejis ihre gymnastischen Leibesübungen betrieb, drängten sich viele Leute, und als nun plötzlich der furchtbare Steinhagel niederprasselte, flüchtete alles zunächst unter das scheinbar schützende Dach der umliegenden Säulenhalle. Aber auch dieses stürzte bald ein, und es blieb bloß noch möglichst schnelle Flucht übrig. Vielen gelang sie, anderen erging es wie einem Manne, der offenbar im Dienste der Göttin Isis zwei Silbergefäße von einem nahegelegenen Altar mit den heiligen Zeichen des Isiskultes retten wollte. Er versank oberhalb des schon mit Lapilli gänzlich gefüllten Bassins und ging elend zugrunde. Mit ihm auch alle, die in geschlossene Hohlräume eilten und nicht ihr Heil in der Flucht suchten. Die meisten folgten auch hier dem Rufe: fort, fort, nur möglichst rasch aus der Stadt! Hier vor allem nach dem Süden, denn von Nord und Nordost kam ja das furchtbare Unheil. Aus den Häusern der Strada dell' Abbondanza strömten die zu Tode Erschrockenen nach Süden, aber vielen gelang die Flucht nicht. In dem Hause des Trebius Valens, eines reichen und hochangesehenen Mannes, an dessen Hausmauern zahlreiche Wahlaufrufe zu lesen waren, suchten vier Personen aus dem Atrium das Freie zu gewinnen, als plötzlich das Dach über ihnen zusammenstürzte und alle vier unter sich begrub. Überall das gleiche schreckliche Bild. In einem reichen Patrizierhaus waren die Besitzer anscheinend fern auf dem Lande, während die Sklaven unter der Aufsicht eines Verwalters und gleichzeitig Türhüters, des Freigelassenen Quintus Poppäus Erotus, zur Durchführung der Landarbeiten auf den vor der Stadt gelegenen Feldern des Hausherrn zurückgeblieben

waren. Das Haus war klar in zwei Teile geschieden: in das repräsentative Vorderhaus, in dem bei der Abwesenheit der Besitzer in den Räumen um Atrium und Peristyl nur wenige Personen verblieben, während das zahlreiche Bedienungspersonal darüber im zweiten Stock untergebracht war, und in die Unterkünfte im rückwärtigen Teil des Hauses, wo die Arbeitssklaven unter ihrem Hausverwalter und Aufseher wohnten. Als der Steinregen einsetzte, flohen die Bewohner des Vorderhauses vorbei an dem prachtvollen Wandgemälde des griechischen Komödiendichters Menander und den Büsten anderer Schriftsteller, die dort förmlich ein Heiligtum der Poesie bildeten, hinüber in den großen Salon, den schönsten Raum des Hauses. Zwei alte Leute und drei jüngere sanken erstickt nicht weit vom Eingang nieder. Die Sklaven des Oberstockes hatten sich vorerst nicht getraut, ihre Zimmer zu verlassen, als aber der Steinregen mit immer größerer Macht herabprasselte und die Lapilli schon fast zweieinhalb Meter hoch im Atrium standen, da entschlossen sie sich endlich zur Flucht. Einer trug eine Bronzehängelampe voran und ihm nach stürmte alles die Holzterrasse hinunter, um durch das Atrium das Freie zu gewinnen. Aber auch diese zehn Personen sanken zwischen Stiege und Tür zum Atrium nieder, einer über dem anderen. Mit dem Ausdruck furchtbarsten Schreckens in den Gesichtern kämpften sie den Todeskampf. Zwei Frauen des Hauses hatten den umgekehrten Weg gewählt; da sie sahen, daß der Boden schon meterhoch bedeckt war, flohen sie auf einer Stiege in den ersten Stock oberhalb des Stalles, bis auch über ihnen die Dächer einbrachen und sie erschlugen. Im Arbeiterhaus rückwärts ließ der Verwalter die Sklaven vorerst nicht heraus. Dann aber, als ihm die furchtbare Stickluft den Atem benahm, flüchtete er mit der kleinen Tochter in seine Zelle, setzte sich auf das Bett und zog die Kissen über den Kopf, um sich zu schützen, bis die giftigen Schwaden ihn und die Kleine töteten. Aus erstarrenden Hän-

den fiel sein ganzes Besitztum, ein Lederbeutelchen an einer Silberkette mit wenigen Gold- und sonstigen Münzen. So starb der treue Hüter des Hauses dort, wo er die Siegel seiner Herren und die Geräte für die Arbeiter bewahrte und wo sein Amt ihm auszuharren gebot.

Der nicht weit davon wohnende Publius Cornelius Tegetus, ein durch Handel reich gewordener Mann, der in seinem Hause wundervolle Kunstwerke barg, hatte zu allem Anfang die Absicht, bei dem Ausbruch und ersten Fallen der Lapilli seine Kostbarkeiten zu retten. Er hoffte, das Ganze werde nicht lange dauern, und ließ daher eilig eine wundervolle, mit Gold überzogene Bronzestatue, die einen Ephebos, d. h. einen zum Krieger bestimmten griechischen Jüngling darstellte, vom Garten, wo er dem Steinregen ausgesetzt war, in das Atrium bringen und mit Tüchern bedecken. Dann aber, als das Unglück immer furchtbarere Formen annahm, ließ Cornelius Tegetus alles im Stich und floh mit seinen Hausgenossen gegen Süden.

Weniger glücklich waren die Bewohner des nahe gelegenen kleinen Hauses des Priesters Amandus, der einen Teil davon einem Hersteller jener Wachstafeln vermietet hatte, die man zum Schreiben benützte. Auch hier hatte man gehofft, unter schützendem Dache verbleiben zu können und daher die Flucht zu spät angetreten. Alle neun Mitglieder der Familie des Priesters fanden im Vorzimmer, eng zusammengedrängt, den Erstickungstod, bevor sie noch die schon hoch mit Asche und Lapilli bedeckte Straße gewinnen konnten. Daneben, im Hause des Paquius Proculus, waren in einem Zimmer sieben Kinder offenbar zum Spiel versammelt. Gerade über ihnen stürzte der erste Stock ein und begrub die Kleinen im Raume darunter in seinen Trümmern.

In der Nähe davon lag ein Gebäude mit einer unterirdischen großen Halle, die sich an drei Seiten um einen Garten zog, aus dem das Licht in mehreren Öffnungen hineinfiel.

Auch da erschien der gewaltige und feste Gewölbebau den Einwohnern des Hauses als der sicherste Ort, sie blieben zunächst hier und versäumten die kostbarste Zeit. Als sie unten zu ersticken drohten, weil die Asche hereindrang, bahnten sie sich noch mühsam den Weg heraus und in den Garten, indem sie große Leinenplachen über ihre Häupter hielten. Aber schon zu tief war die Schichte der Lapilli und der Asche, sie sanken ein und erstickten. Ein junges Mädchen, das bei seiner Mutter Rettung suchte, bohrte sich verzweifelt in deren Brust förmlich ein, als die letzten Todeszuckungen beide erschütterten.

Unweit davon in einer großen Tuchwalkerei, wo man Kleider zum Reinigen gab, fanden nicht nur die Besitzer des Hauses, sondern auch einige reiche Kunden den Tod, die gerade über ihre Wäsche verhandelten. Aber auch auf offener Straße, insbesondere in der Gegend der alten Thermen, von der aus die Flüchtlinge meist dem Forum zustrebten, sank so mancher in der meterhohen Stein- und Aschenschicht ein. Viele, die sich zu spät zur Flucht entschlossen, krank oder sonst behindert waren, so eine schwangere vornehme Frau, die sowohl wegen ihres Zustandes, als auch durch das schnelle Zusammenraffen von Schmuckstücken, Silbergefäßen, mehr als hundert Münzen und den Schlüsseln ihres vorher offenbar sorgfältig abgeschlossenen Hauses Zeit verlor. In qualvoller Weise versank sie in krampfhaften Zuckungen in die feuchte Asche. Hinter ihr starben eine Frau und ihre Tochter, ein vierzehnjähriges Mädchen, das mit dem Gesichte zur Erde niedersank und in sein hartes Schicksal ergeben den mit dem Gewand bedeckten Kopf zum Todesschlaf auf die Arme niederlegte. Daneben ein riesenhafter Mann, ein wahrer Athlet, der wohl zum Schutze der Frauen mitgegangen war und dem alle Kraft und Mut nichts nützten. Er sank plötzlich um und erstickte auf dem Rücken liegend, ohne seinen Herrinnen mehr helfen zu können.

Wie in den Privathäusern wurden auch die Bewohner der Tempel und öffentlichen Gebäude ahnungslos von dem plötzlichen schrecklichen Unglück überrascht. So im Isistempel, wo die Priester, die gerade um den mit Brot, Wein, Hühnern, Fischen und Eiern bedeckten Tisch ihres Tricliniums lagen. Sie versuchten zunächst, durch Opfer auf dem Altare die Göttin um Hilfe anzuflehen. Als aber der herabprasselnde Steinregen den Tempel schwer beschädigte und in Gefahr brachte, da beschlossen die Priester, schnell einen der ihren mit den wertvollsten Kostbarkeiten zu beladen und fortzuschicken. In einem dicken Leinensack wurde eine große Summe Geldes, darunter ganz neue Kaiser-Titus-Goldmünzen, Statuetten des Isiskults, silberne Opfergefäße und andere heilige Dinge verstaut. Doch man hatte zu lange gewartet und auch da mit dem Sammeln der Gegenstände zu viel Zeit verloren. Der Priester vermeinte am besten über das Forum hinweg entfliehen zu können, aber er kam nur bis zur Ecke der Abbondanzastraße. Schon war es zu spät, auch er konnte sich nicht mehr durch die Steine durcharbeiten, sank tot zu Boden und um ihn her ergoß sich der kostbare Inhalt des Leinensackes. Zwei andere Priester versuchten über das dreieckige Forum zu entkommen, wohin ein direkter Zugang vom Isistempel führte. Aber ein Erdstoß warf gerade, als sie dort anlangten, einen Teil der Säulenhalle um und die Trümmer erschlugen die zwei Unglücklichen. Da lagen sie tot und neben ihnen eine Silberplatte mit der Gestalt der Isis und des Bacchus, sowie andere kostbare Gegenstände. Die übrigen Priester gedachten den Tempel nicht zu verlassen, bevor sich der Steinregen nicht gelegt hätte, sie fanden dasselbe Schicksal aller, die in geschlossenen Räumen verblieben waren. Einige fielen an einer Stiege hinter der Küche zusammen, einer war durch einstürzende Mauern gleichsam in einem Hohlraum eingesperrt worden; mit einer zufällig dort liegenden Axt versuchte er sich Bahn zu machen. Zwei Mauern hatte er schon

durchschlagen, als er endlich vor der dritten und letzten entseelt niedersank.

In den Theatern weilten zur Zeit nur wenige Leute, aber in der südlich anschließenden Vorhalle mit ihren Nebengebäuden, die jetzt als Gladiatorenkaserne benützt wurde und wo sonst strengste Zucht herrschte, dauerte es gleichfalls längere Zeit, bis man den vollen Ernst der Lage erkannte und auch hier das „Rette sich, wer kann“ ertönte. Dann begann ein schauerliches Fliehen vorbei an den Säulen und Wänden, die mit ihren eingekratzten Namen und Figuren von den Heldentaten der hier untergebrachten Gladiatoren erzählten. Zwei strafweise in einer Dunkelzelle eingeschlossene Leute vergaß man, und sie gingen elend zugrunde. Aber auch für die meisten anderen Bewohner des Hauses, die aus den sechsundsechzig für zwei Leute bequem bewohnbaren Zimmerchen geflohen waren, war es schon vielfach zu spät. Zu hoch lagen schon Lapilli und Aschendecke, und so drängten sich die zu Tode Geängstigten in mehreren Zimmern zusammen, darunter in einem Raume nicht weniger als vierunddreißig, in einem anderen, wo zahlreiche Waffen und Helme der Gladiatoren aufbewahrt waren, achtzehn, unter ihnen eine mit prachtvollen Juwelen geschmückte Frau, vielleicht die Anbeterin eines der Kampfspielhelden. In diesem Hause fanden nicht weniger als dreiundsechzig Menschen den Tod. Auch mehrere Sklaven, die ein Pferd mit kostbaren Gegenständen, Stoffen und Kleidern beladen hatten, kamen nicht weiter. Sie sanken neben dem treuen Tier mit seiner wertvollen Last tot nieder.

Unweit der Gladiatorenkaserne, die so zu einem gewaltigen Grabe geworden war, lag an der Stabianer Straße ein Haus, dessen Atriumsöffnung am Dache durch ein eisernes Schieberwerk geschlossen werden konnte. Die zwölf Hausbewohner taten dies eilig und hielten sich nun für geborgen. Alle zwölf aber erstickten im Atrium.

Über das große Forum, auf dem man in voller Arbeit stand, denn es sollte in monumentaler Marmorpracht ohne alle Rücksicht auf Kosten als Denkmal römischer Größe neu erstehen, ergoß sich jetzt der Strom der Flüchtenden, um einen Ausweg nach dem Meere zu suchen. Die Arbeiter, die am Umbau des Eumachia-Gebäudes, der Tempel und der Basilika beschäftigt waren, flohen Hals über Kopf. Von den wenigen nach dem Erdbeben stehengebliebenen Säulen des Jupitertempels fielen jetzt auch die letzten zusammen und töteten unglückliche Flüchtlinge unter ihren Trümmern. Die schon fertiggestellten Teile der Säulenhalle rings um das Forum brachen vielfach neuerdings nieder und die Pompejaner hasteten und liefen so gut sie konnten über die Ruinen dieser einst so stolz gedachten öffentlichen Versammlungs- und Kultstätte hinweg.

So war der 24. August zu Ende gegangen und immer noch hörte der Stein- und Aschenregen nicht auf. Nur daß die Lapilli seltener fielen, dafür aber immer noch Asche in größerer Menge. In der Nacht dauerte die Tätigkeit des Vulkans und der Aschenregen noch an und bedeckte weithin die ganze Sarnoebene und das Gebiet südöstlich und östlich des Vesuv. Aber kein lebendes Wesen befand sich mehr in dem unmittelbaren Ausbruchbereich des Berges. Alles war schon am ersten Tag entweder erstickt oder geflohen, aber auch die vom Vesuv weiter entfernten Orte, wie zum Beispiel Stabiae, litten außerordentlich. Wohl war dort die Lapilli- und Aschenschicht lange nicht so hoch wie in Pompeji, aber arg genug und von Schwefeldämpfen begleitet, so daß auch da viele Opfer zu beklagen waren. Grauensvoll war die Nacht zuweilen durch den Widerschein des feurigen Innern des Vesuvkraters erleuchtet. Plinius, der den zitternden Freund Pomponianus in Stabiae zu trösten versuchte und ihm zuredete, nicht zu fliehen, gleich ihm ruhig im Hause zu bleiben und das Ende des Unheils abzuwarten, versuchte einen kurzen

Schlaf zu tun. Aber inzwischen fielen Lapilli und feine Asche weiter. Da überdies die Erde bebte, schreckte er wieder auf, eilte zu Pomponianus und beriet mit ihm, ob man in den Häusern bleiben oder ins Freie gehen sollte. Endlich entschlossen sie sich zur Flucht gegen das Meer zu, um zu sehen, ob man zu Schiff fortkommen könnte. Mit über den Kopf gebundenen Kissen eilte alles der Küste zu, fand aber keine Schiffe vor. Die Wogen stürmten haushoch heran, die Luft wurde immer stickiger, Schwefelgeruch und überdies dichter Rauch von einem in der Nähe brennenden Gebäude erschwerten das Atmen. Schließlich flüchtete alles auseinander, Plinius aber blieb von giftigen Gasen betäubt liegen und erstickte.

Auch am folgenden Tage, dem 25. August, hörte der Vesuv nicht auf, in immer neuen tosenden Ausbrüchen hauptsächlich Asche auf seine weitere und nähere Umgebung zu streuen. Immer wieder stieg die Rauchpinie von donnerartigem Getöse begleitet aus dem Krater gegen Himmel. Allmählich jedoch wurde dies zusehends schwächer, trotzdem herrschte auch am zweiten Tage noch infolge der gewaltigen Rauch- und Aschenwolke, die über der ganzen Gegend lastete und dem Auge auch die Inseln Capri und Ischia verbarg, vollste Dunkelheit. Erst mit dem Morgen des dritten Tages begann der Wind zunächst die grausige schwarze Wolke in lange Streifen zu zerlegen und allmählich zu zerstreuen. Immer stärker brach die Sonne durch, zuerst bleich, dämmerig, wie der rote Widerschein eines nahen Brandes, dann aber überwand sie endlich sieghaft die dunklen Wolken und vergoldete wieder wie zuvor den zauberischen Golf von Neapel mit ihren Strahlen.

Welch ein Anblick aber bot sich dar? Weite Gebiete südlich und östlich des Vesuv waren von weißer Asche wie mit tiefem Schnee bedeckt, als läge ein gewaltiges Leichentuch über der ganzen Erde. Herculaneum war gänzlich vom Erd-



boden verschwunden, Pompeji fast völlig überdeckt, nur jene stehengebliebenen Teile der Häuser und des Forums, die mehr als sieben Meter hoch waren, ragten dort und da ruinenhaft aus der Asche hervor und erinnerten daran, daß einst hier eine reiche und fröhliche Handelsstadt gewesen. Hinweggefegt waren Häuser und Villen an den einst so grünen Hängen des Vesuv und der angrenzenden Ebene. Vergebens suchte man auch zahlreiche kleinere Orte, wie das alte Oplontis und Taurania<sup>1)</sup>. Über alledem lag die feine Bimsstein- und Aschenschicht in so großer Höhe, daß keine Spur mehr von dem einstigen Zustand zeugte. Stabiae war zwar auch stark, aber doch weniger mitgenommen; dort lagen Lapilli und Asche nur bis zu drei Meter hoch. Die meisten Häuser ragten mit ihren Dächern heraus, und wo das Erdbeben nicht Zerstörungen verursacht hatte, konnte an Wiederaufbau gedacht werden. In einem Umkreis von achtzehn Kilometern war die Gegend mehr oder minder stark betroffen. Der Wind aber entführte feine Aschenteilchen des Vesuv bis nach Rom, an die afrikanischen Küsten, ja sogar bis nach Syrien und Ägypten.

Zu Tausenden waren die geflüchteten Bewohner, denen es gelungen war, ihr nacktes Leben zu retten, nach Neapel, nach Nola, nach Sorrent, ja bis nach Capua gekommen, überall Schrecken und grauenvolle Angst verbreitend. Als nun die Sonne wiedergekehrt war und der in seiner Form gänzlich veränderte Vesuv sich beruhigte und einem bisher noch nie gesehenen Kegel nur mehr leichte, weiße Rauchwolken entstiegen, konnten sich die Überlebenden allmählich ein Bild von dem furchtbaren Unglück machen, das in kurzen acht- und vierzig Stunden ein blühendes Gefilde in einen trostlosen Stein- und Aschenhaufen, in das Grab ungezählter, kurz zuvor noch glücklicher und gesunder Menschen verwandelt hatte.

<sup>1)</sup> Auch werden Ortschaften genannt, die Tora, Sora, Cossa, Leucopetra geheißen haben sollen.